Quatuor.

Novellen

von

Robert Byr.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1875.

Unter der Asche.

Erstes Kapitel.

„Hagestolzengrillen!“

Das Wort klang scharf und belustigt zugleich. Die echt weibliche Unzufriedenheit, die sich darin aussprach, erregte naturgemäß eine unwiderstehliche Heiterkeit. Das Wort war aber wohl auch lauter gesprochen, als es die frischen Lippen beabsichtigt haben mochten, denen es entwischt, und lenkte die Aufmerksamkeit von verschiedenen Seiten auf die kleine Gesellschaft, die sich im Schatten jener uralten Eiche, deren mächtige Aeste ein grünes Laubdach über den äußern Burghof des alten Schlosses von Baden-Baden wölben, das lauschigste Plätzchen gewählt.

Die kleine resolute Dame, deren aburtheilender Ausruf mit so wenig Demuth entgegengenommen wurde und die sich weder an das Lachen noch an die ihr

plötzlich neugierig zugewendeten Augen besonders zu kehren schien, hatte zu ihrer Linken zwei Kinder von fünf und sieben Jahren, der Aehnlichkeit in den frischen, runden, blauäugigen Gesichtern nach zu schließen, offenbar ihre Töchterchen, denen sie mit hausfräulich rascher Bewegung eben den Nachmittagskaffee aus den vor ihr stehenden großen Geschirren zumaß. Das hinderte sie jedoch keineswegs, ihre Blicke wiederholt auf ihr Gegenüber zu richten und jedesmal halb lächelnd und halb trotzig dabei zu nicken, als solle ihr Vorwurf dadurch noch mehr Nachdruck und Bedeutsamkeit erhalten, und es entfiel ihr hierbei auch, doch unwillkürlich gedämpfter, die Bekräftigung:

„Ja, ja, Herr Bruder! . . .“ was denn ein neues Lachen zur Folge hatte.

Die Charakteristik schien aber auch nicht sonderlich zutreffend. Für einen Hagestolz war der Bruder der rundlichen lebendigen Dame fast noch zu jung. Er konnte kaum die Mitte der dreißig erreicht haben, ja, wäre nicht die Festigkeit des Blicks, die seiner breiten Stirne trotz der momentanen Heiterkeit unauslöschlich aufgeprägte ernste Ruhe und ein leichter Zug des Leidens in seinem durchsichtig blassen Antlitz gewesen, man hätte sich leicht versucht gefühlt, diese Erscheinung für weit jünger zu schätzen. Denn sie gehörte zu jenen

seltenen Männerschönheiten, die nicht nur auf den ersten Blick fesseln und dann langweilen, sondern gleich dem Auge auch die Seele festhalten, weil die tadellosen Züge nicht wie auf leere Leinwand zierlich hingepinselt erscheinen, weil sie vielmehr den Eindruck machen, als hätte der schöpferische Geist, der aus ihnen spricht, sie selbst mit künstlerischer Genialität aus sich heraus gebildet. Was der schönen Männergestalt in den Augen einer Modedame vielleicht zum Nachtheil gereichte, war die Unterlassung jeglicher Toilettekünstelei, wie sie in Baden-Baden, diesem eleganten Rendezvous aller Dandies, fast unerläßlich ist. Der überaus einfache graue Anzug hatte zur Rechtfertigung der so entschieden urtheilenden kleinen Dame in der That etwas Hagestolzenhaftes an sich; es war die Kleidung eines Mannes, der, wenn er dem schönen Geschlechte auch nicht geradezu den Rücken kehrte, doch sicherlich nicht zu gefallen suchte, vielleicht nicht einmal Gewicht darauf legte, wenn er wirklich gefiel.

Sein Benehmen während der vierzehn Tage seines Badeaufenthalts ließ dies mit Grund vermuthen, und selbst in weiteren Kreisen der kosmopolitischen, täglich wechselnden und doch so kleinstädtisch neugierigen Gesellschaft Baden-Badens hatte sich Major Inderau, dem schon bei seinem ersten Auftreten manch herausfor-

dernder oder schmachtender Blick unerwidert begegnet war, den im Grunde ziemlich unverdienten Beinamen „le farouche“ erworben.

Ob die junge Dame dort, die zwischen ihm und seiner Schwester saß, mit dem Beinamen einverstanden, theilweise darüber sogar erfreut oder im Gegentheile mißvergnügt war, daß auch ihr kein Anlaß zur Ertheilung eines passenderen wurde, ließe sich schwer bestimmen. Sie hat ihr hübsches, blühendes Gesichtchen mit so ungetheilter Aufmerksamkeit auf die Brodschnitte zwischen ihren feinen rosigen Fingerchen gerichtet, sie ist so emsig daran, die goldgelbe Butter aufzustreichen und so beflissen, das fertige Brödchen auf der Messerspitze über den Tisch hinüber dem dicken, gemüthlich lachenden Schwager ihres Nachbars zu präsentiren, daß es den Anschein hat, als dürfe der Letztere nicht die geringste Aufmerksamkeit von ihr beanspruchen, ja, als sei ihr über die Wichtigkeit der Beschäftigung auch die Anklage der Cousine gegen denselben ganz und gar entgangen. Vetter Sinzenbach aber ist ein behäbiger Ehemann, der seinen Scherz mit hübschen jungen Mädchen liebt, zumal wenn ihre Schüchternheit ihm das Necken erleichtert, natürlich nur das Necken mit Andern, denn sein energisches Frauchen war ihm viel zu lieb und theuer, als daß er ihre ohnedem leicht über-

kippende Gemüthsruhe auch nur durch das allerharmloseste Spiel gefährden hätte wollen.

So mochte er denn diesmal die günstige Gelegenheit nicht ungenützt verstreichen lassen. Er nickte mit freundlichem Lächeln, indem er sich des Butterbrödchens bemächtigte.

„Dank, Du meine gütige Ernährerin! . . ." sagte er und sandte dabei einen komisch zwinkernden Blick des Einverständnisses über seine goldgefaßte Brille . . . „Wendet Eure Gunst nur mir zu, bei mir gibt's keine Hagestolzengrillen. Ich theile mit Vergnügen Eure Entrüstung, da sie mir zugute kommt. Siehst Du, Schwager . . ." wandte er sich an diesen, gleichzeitig mit einem ausgiebigen Biß das halbe Brödchen verschlingend . . . „siehst Du, so verscherzt man das uns Zugedachte."

„Der Herr Major nimmt ja keinen Kaffee . . ." fiel das über und über erglühende Mädchen blitzschnell ein, um den Verdacht, als habe sie eine Strafe beabsichtigt, von sich abzuwenden.

Da ließ sich sofort eine feine Stimme altklug vernehmen:

„O, Butterbrod schmeckt auch ohne Kaffee gut!"

Das Urtheil des kleinern Töchterchens, das der Vater für ein Orakel erklärte, gab der Heiterkeit neuen

Stoff, es war daher auch mit einem muntern Lächeln, daß der Major die Bemerkung hinwarf:

„Abermals eine Bestätigung für meinen frevelhaft lautenden Ausspruch, daß die Frauen, wenn je, so doch äußerst selten der Ueberlegung und fast immer nur einer Laune folgen. Sie zürnen mir, Amalie, Sie entziehen mir ungehalten das verheißene Vesperbrod, dabei sich selbst aber den fälligen Beweis für mein vorgebliches Unrecht."

Der Verdruß war der Angeredeten behülflich, ihre Verlegenheit zu bemeistern, er machte aber ihre Sache nicht besser, denn mit dem versuchten Einwurf verband sich ein unwillkürliches Geständniß.

„Wie kann man auch verlangen . . ." rief das hübsche Kind unmuthig . . . „daß wir immer und überall nur nach Vorbedacht handeln? Soll man sich denn nie der Eingebung des Augenblicks überlassen dürfen? Das ist Pedanterie!"

„Die müssen Sie einem alten Soldaten schon zugute halten . . ." erwiderte der Major gelassen.

„Besonders, wenn der alte Soldat ein junger Major ist . . ." fiel sein Schwager mit köstlichem Humor ein . . . „In solchen Fällen können hübsche Mädchen selten umhin, alles Mögliche zugute zu halten. Ja, das doppelte Tuch! . . ." fügte er dann noch

mit einem komischen Seufzer und verzweifelten Blick auf seinen fast mehr als bequem nachlässigen schwarzen Lüsterrock hinzu, ohne darauf zu hören, daß seine Frau schmerzhaft aufstöhnte.

„Ach, Otto, wie trivial!“ seufzte sie dann und das forderte auch wieder eine Antwort heraus.

„Ja, liebe Frau, alles Mögliche . . .“ wiederholte er mit einem spöttisch nachgeahmten Seufzer . . . „selbst die Trivialität, die uns Leuten vom Civile nicht ungeahnt hingeht. Sieh' nur, welch' zustimmendes Erröthen Deiner kaltherzigen Kritik gegenübersteht.“

„Pfui, Vetter, das ist abscheulich! . . .“ rief Amalie lebhaft aus. Sie war still dagesessen, das in Glut getauchte Gesichtchen tief auf ihre Tasse herabgeneigt, jetzt sprang sie rasch auf; vergeblich suchte der abscheuliche Vetter sie zurückzuhalten und verlangte daß sie erst ihre Pflicht vollkommen thue, den Lehr- und den Wehrstand mit dem täglichen Butterbrode versehe, sie ließ sich nicht mehr beschwichtigen. Mit gepreßter Stimme erklärte sie, in die Ruine hinaufsteigen und den Sonnenuntergang ansehen zu wollen, und eilte, an jeder Hand eines der kleinen Mädchen führend, davon.

Es war ein Blick des Wohlgefallens, mit dem das ernste, klare Auge des Majors der graziösen Ge-

stalt folgte, um die das helle Sommerkleid in zierlich leichten Falten wogte.

„Nun hast Du sie verscheucht . . .“ In der Stimme klang ein leiser Ton des Bedauerns.

„Ich? . . .“ wehrte sich der Angeklagte . . . „ich kann mein Alibi beweisen.“

„Das sollte Dir schwer werden . . .“ lachte der Major unwillkürlich über die kostbare Unverschämtheit seines Schwagers.

„So ist er . . .“ mischte sich die kleine Frau ein, die das Kaffeegeschirr zusammenschob, ein übrig gebliebenes Stück Kuchen häuslich in Papier wickelte, ihren und der Kinder Shawl zusammenraffte und sich anschickte, der Vorangegangenen in das alte Mauerwerk zu folgen, auf dem sich das leichtsinnige junge Volk ohne ihre Fürsorge so leicht eine Erkältung holen könnte . . . „So ist er. Du glaubst nicht, Berndt, was ich gegen dieses Ueberhandnehmen der Trivialität bei ihm zu kämpfen habe. Ich hätte das bei einem Professor nie für möglich gehalten, wer weiß, wie sonst die Dinge gekommen wären! Jetzt heißt es einmal, das Kreuz getragen, aber es ist doch hart, sich Tag für Tag in seinen bessern Gefühlen verletzen zu lassen. Und nun hat er wieder das arme Kind auf's Rücksichtsloseste — ja, schweige Du nur!

— auf's Rücksichtsloseste getroffen. Wende mir nichts ein, Du weißt gar nichts von den Empfindungen eines weiblichen Herzens, Du hast nicht einmal gesehen, wie die Thränen, die sie mit Gewalt zurückpreßte, ihr Auge verschleierten; Du bist nicht nur wirklich, sondern auch bildlich kurzsichtig geworden über Deinen Pandekten, untergegangen in Deinen Paragraphen, versauert und verknöchert!"

„Ich versauert — und verknöchert? . . ." rief der Abgekanzelte höchlichst amüsirt und mit einem unnachahmlichen Blick auf seinen stattlichen Leib, den er mit beiden fetten Händen zärtlich streichelte . . . „und nun gar verknöchert! Wer hätte sich die Verknöcherung so gedacht?"

Aber Frau von Sinzenbach hatte, dem unbestreitbaren Argumente auszuweichen, schon eiligst die Flucht ergriffen und so war es ihm gelungen, mit dem letzten Worte auch das Recht zu behalten.

Der Professor brauchte einige Zeit, sich von dem erneuten Lachanfall zu erholen. Dann aber schüttelte er gutmüthig den Kopf.

„Thränen? . . ." sagte er in Pausen, während welchen er behäbig seine Tasse ausschlürfte . . . „Hätte in der That nicht geglaubt, daß ich dazu geschaffen sei, schönen Augen Thränen zu erpressen. Und ver-

dammt schöne Augen sind es, diese Erklärung muß ich auf die Gefahr hin abgeben, daß dadurch ein häuslicher Sturm heraufbeschworen wird, denn Bertha rechnete allerdings nicht auf meine Bewunderung, als sie mit einer gewissen geheimen Absicht mein schönes Bäschen ihrem reichen Vater hierher nach Baden entführte. Du kennst ja den Unternehmungsgeist Deiner Schwester, immer irgend etwas im Zuge, immer ein Plan unterwegs, und genau genommen muß ich sagen, zumeist ein ganz geschickter. Scheint mir auch der gegenwärtige, soweit ich Einsicht habe, nicht so übel, wenn ihr nur diesmal kein Strich durch die Rechnung gemacht wird."

Ein schlauer Blick,. der wie fragend den Major von der Seite traf, glitt an dessen ruhiger Miene ab. Inderau rauchte seine Cigarre, als ob er keine andere Aufgabe hätte, und nicht wie ein Mann, von dem die Lösung eines interessanten Räthsels erwartet werde. So fuhr denn der Professor, welchem die seiner Natur unbegreifliche Verschlossenheit ein wiederholtes „Hm!" entlockt, ein wenig unzufrieden fort:

„Thut mir leid um das Kind. Ich kann einmal kein Weib und am wenigsten ein junges und hübsches weinen sehen. Aber meiner unschuldigen Neckerei gelten die Thränen wohl nicht; solches Spiel nimmt keine

übel, wenn das Herz und die Augen nicht ohnedem schon zum Ueberlaufen voll sind. Du hast es doch zu arg gemacht. Die Frauenzimmer wollen es nun einmal nicht wahr haben, daß sie launenhaft sind, oder doch launenhafter als wir Männer. Na, unter uns gesagt, ist bei uns auch nicht Alles Weisheit und System, lieber Berndt, das mußt Du wohl zugeben. Wir lassen uns zuweilen in Nebendingen doch auch durch kleine Launen leiten."

„Die Frauen aber immer und in den allerwichtigsten Momenten des Lebens."

Der Professor sah seinen Schwager betroffen an. So finster und hart klang die Antwort, als habe sie tiefeingewurzelter Haß gegeben.

„Ein solches Urtheil fällt man nur mit einem ganz bestimmten Fall im Auge . . ." sagte er mit juristischer Spürlust . . . „Ich möchte wohl wissen, wo Du Deine pessimistische Weltanschauung über das weibliche Geschlecht her hast. Deine Mutter — Gott habe die Frau selig — und Deine Schwester können Dir keinen gegründeten Anlaß gegeben haben. Woher also —?"

„Woher ich sie habe? . . ." fiel der Major bitter ein, indem er sich erhob und Miene machte, den Vorangegangenen zu folgen.

„Ja, überhaupt und insbesondere! . . .“ half der Professor dem sich vorbereitenden Geständnisse, von welchem er sich ungemein viel versprach, geschäftig nach und stand, nachdem er den letzten Schluck gethan, nun ebenfalls auf . . . „denn soviel ich mich aus früherer Zeit erinnere, war mein werther Herr Schwager gerade kein Kostverächter und weit weniger streng in seinen Anschauungen über die Schwächen der schöneren Hälfte aller menschlichen Erdbewohner. Die Fama erzählte sogar von einem neuen Don Juan, der begreiflicherweise neben seinen eifrigen Bemühungen, Leporello's endlose Liste zu füllen, noch Zeit finde, sich ernsten Studien hinzugeben und den Anforderungen seines Berufes nachzukommen. Wie mir erscheinen will, hat dieser junge Mann, so sehr er sich auch im Laufe der Zeiten geändert haben mag, doch am allerwenigsten Ursache, über die Launen der Frauenwelt zu klagen. Uebrigens darfst Du mir Feuer für meine Cigarre geben und Dich nebenbei verantworten.“

Inderau, dem die Anspielungen auch nicht das leiseste Lächeln geschmeichelter Eitelkeit abgewannen, reichte ruhig seine Cigarre dar und zuckte die Achseln.

„Der Ruf hat eben wieder einmal übertrieben...“ sagte er ... „Ich bin und war nicht besser und nicht

schlimmer als meine Kameraden. Aber selbst wenn ich, wie Du annimmst, über die Launen der Frauen mich nicht zu beklagen hätte, würden diese Launen darum nicht minder vorhanden sein. Was mir an Wohlwollen zu Theil wurde, was ich Schmerzliches erfuhr, ich habe es eben nur ihnen zu danken. Glaubst Du an Liebe bei einem Weibe? . . ." und hier wurde sein Blick flammend und seine Stimme rauh, daß Sinzenbach ihn verwundert ansah . . . . „Rede mir nicht von Opfermuth, von Hingebung, von Selbstentäußerung, von Entsagung oder Treue bei dem Weibe! Es ist immer nur der Moment mit seiner Regung oder eine Reihe von Momenten, in denen zufällig sich immer wieder dieselbe Regung erneuert. Nichts aber, gar nichts bürgt dafür, daß nicht schon der nächste eine Intermittenz bringt — ja einen Umschlag in das Gegentheil. Ein Weib, das Dir erst die Thüre weist, schließt Dich heute Nacht in die Arme und wird Dich morgen verleugnen — nicht nur vor der Welt, nein, vor Dir selbst, und wie ihr soll auch Dir Alles nur ein Traum sein, das Flammenbild einer zu lebhaft angeregten Phantasie, von welchem nach dem Verknistern des letzten Raketenfunkens keine Spur mehr an dem nächtlichen Himmel bleibt. — Doch wozu sich er-

eifern, das ist nicht kurgemäß und obendrein der Mühe nicht werth.“

Er brach damit ziemlich kurz und mit sich selber unzufrieden ab und preßte die Lippen fest aufeinander wie Jemand, der fühlt, daß er dies besser schon früher gethan hätte. Der wohlbeleibte Professor hatte Mühe, dem rasch die Stufen Hinaneilenden mit dem Gedanken wie mit den etwas bequemen Beinen zu folgen. Endlich erreichte auch er die Damen, die sich an einem der ausspringenden Fensterbogen in das wundervolle Bild versenkten, das sich dem sinnigen Auge hier bot.

Der Sonnenuntergang war allerdings nur von Amaliens Verlegenheit zu Hülfe gerufen worden. Zu so früher Stunde steht im Hochsommer das Gestirn noch weit über dem Horizonte, aber die Strahlen fallen doch schon so schräge, daß, im Gegensatze zur goldfunkelnden, weiten, rheindurchflossenen Ebene im Westen, tiefe Schatten in das liebliche Oosthal hereinfallen und namentlich die jenseits des Wässerchens an der Berglehne hinanziehenden Anlagen mit den darin zerstreuten Kurgebäuden und zierlichen Villen in leichte Dämmerung hüllen. Ein zarter Dunstschleier lagert über den reinlichen Straßen der Stadt, zu der sich der Weg durch den grünen Tannenwald am neuen Schlosse vorüber und weiterhin unter schönen Kasta=

nienbäumen hinabschlängelt. Dort gegen Osten folgt das Auge dem Lauf des Oosbachs, an dessen rechten Ufer sich anmuthige Häuschen hinziehen, wie am linken die lange, schattig trauliche lichtenthaler Allee, deren beide Enden je an ein uraltes Kloster und das moderne, allen Virtuosen der Welt gastlich aufgethane Theater stoßen.

Wie eine reizende Idylle liegt das Städtchen zwischen den malerisch ineinandergeschobenen Bergen, deren anmuthig runde Formen durch die dunkle dichte Nadelholzwaldung mit den dazwischen gestreuten hellen Buchen und Lärchenbäumen eine träumerische Weichheit, eine sanfte Lieblichkeit gewinnen, für die kein Auge kalt sein, denen kein Herz sich verschließen kann.

Sogar die rastlose, redselige kleine Frau ließ sich hier von einer mild lösenden Ruhe beschleichen, nur hin und wieder wurde ein Ausruf der Bewunderung laut, ein Wort gewechselt; man ließ die zahlreichen Besucher der Ruinen, die auf dem schmalen, freihängenden Gange an der tiefen Fensternische auf und nieder vorüberzogen, unbeachtet; ohne Rückhalt gab sich Jedes den Reizen der Natur hin.

Amalie allein, gerade sie, welche angeblich aus Sehnsucht nach all' den Schönheiten hier oben den Aufbruch vom behaglichen Kaffeetische beschleunigt hatte,

sah zerstreut aus und widmete ihre Aufmerksamkeit weniger, als zu erwarten gestanden, dem herrlichen Ausblick durch den zerbröckelnden Bogen. Unmittelbar hinter ihr lehnte, leise Rauchringelchen vor sich hinkräuselnd, der Major und seine Nähe schien ihr unangenehm zu sein, sie rückte und wendete sich und sah wiederholt ein wenig ungnädig hinter sich, und da er nun gar eine Bemerkung über die Landschaft machte, so mußte sie doch deutlich zeigen, wie gleichgültig ihr die Worte eines Menschen seien, der eine so geringe Meinung vom Frauencharakter hatte, daß er mit einem wirklich verabscheuungswürdigen Phlegma das ganze Geschlecht und in demselben vor Allem sie, das Schooßkind des Glücks, dem bis jetzt doch von Jederman, wie natürlich, nur Schmeichelhaftes gesagt worden, auf das Tödtlichste zu beleidigen nicht Anstand genommen. So legte sie denn Frau Bertha, gerade als diese ihrem Bruder eine Antwort zu geben im Begriffe stand, das Händchen auf den Arm, ihr in aller Eile die äußerst wichtige Mittheilung zu machen, der kleine hübsche Knabe, der ihnen schon am vergangenen Abend vor dem Kurhause begegnet und aufgefallen war, sei eben die Treppe heraufgesprungen.

„Ach, der hübsche kleine Graf! ..“ rief das ältere Töchterchen sich vordrängend, und —

„Ach, der hübsche Knabe!...“ stimmte nun auch Frau Bertha ein ... „Sie stehen noch nicht in der Fremdenliste ...“ fügte sie rasch hinzu, und Landschaft, Naturbewunderung, Gemüthserhebung, ihre eigene Ekstase waren wie die Bemerkung des Bruders und der Einwurf des Gatten total vergessen und zur Nebensache geworden der niemals ganz schlummernden, leicht entfachten Neugierde gegenüber, für deren Befriedigung sie eine ganz unverholene Schwärmerei hegte.

„Ich glaube, ein Graf Isonzo oder Isansky...“ gab Amalie die durstig aufgenommenen Errungenschaften ihrer Nachforschungen preis ... „Assessor Lachmann behauptet, es seien Polen, Bulgaren oder etwas Dergleichen, aber etwas echt Slavisches, obgleich der Knabe gar keinen fremden Gesichtstypus hat.“

„Ich finde, er sieht ganz der Mutter ähnlich, nicht einen Zug vom Vater. Sieh' nur die großen schwarzen Augen und wie geschmackvoll der Kleine gekleidet ist, Alles echter, schöner Seidensammt.“

„Sie müssen sehr reich sein ...“ ergänzte Amalie Frau Bertha's Auseinandersetzungen ... „Der Assessor sagt, sie seien mit einem ganzen Train von Wagen, Pferden und Dienerschaft angelangt. Der Graf will sich bei den Rennen betheiligen.“

„Ihre Toilette war aber sehr einfach — leichte

graue Seide; — geschmackvoll, aber sehr einfach. — Mein Gott! . . ." unterbrach sich Frau Bertha plötzlich, indem sie eine rasche Bewegung machte . . . „das Kind wird fallen!"

„Alfred, o mon Dieu, Alfred! il ira tomber! . . ." zeterte im nämlichen Augenblicke von der Treppe her eine helle Mädchenstimme und ein Frauengewand flatterte über den an den Fenstern hinlaufenden Gang nach der kleinen Thüre, die über eine zerbrochene Stufe vor Zeiten einmal auf einen Söller oder in einen längst zur Tiefe gestürzten Erker hinausgeführt haben mochte.

Jetzt erblickte man statt des steinernen Maßwerks die ragenden Wipfel bärtiger Tannen durch die Oeffnung. Brüstung, Boden, Strebepfeiler und Träger, Alles lag in Schutt und Trümmern viele Klafter tief und die Thürsteine selbst waren ausgebrochen, und auf dem zerfallenden Mauerwerk kauerte ein Kind, das, in Neugierde und Eigensinn hinaufgeklettert, nun nicht mehr den Muth zurückzukehren fand, wohl auch im Trotz gegen die Mahnung, verwirrt durch den Schreckensruf und die unter seinen nach Stützen suchenden Händchen herabkollernden Steine, weiter kroch.

Jeden Augenblick konnte sich ein größeres Stück ablösen und das Knäblein, das kaum mehr als vier Jahre zählen mochte, von der gefährlichen Höhe nach

Außen mit sich hinabreißen. Selbst Frau Bertha fühlte sich gelähmt, man mußte fürchten, durch ein zu rasches Herbeispringen das Kind zu erschrecken und den entsetzlichen Fall noch zu beschleunigen.

Da, während noch Alle wie versteinert standen und die Möglichkeiten erwogen, war auch schon geholfen.

Mit einigen raschen, aber doch nicht heftigen Schritten stand Inderau zwischen der händeringend herbeieilenden Gouvernante und der unheimlichen Oeffnung, seine kräftige Hand hatte festen Griffs den Arm des Knaben erfaßt, und da das erschreckte Mädchen an seiner Seite auf die zitternden Kniee sank, hatte er auch schon das leicht von der Mauer herabgehobene Kind in den Armen.

„O, je ne t'aime plus, méchant enfant! . . ," schluchzte die kleine Französin und überhäufte das gleichzeitig geherzte Kind mit einer Flut von Vorwürfen . . . „Qu'en dira maman? . . ." schloß sie und wendete sich dabei noch immer auf den Knieen nach rückwärts zu der mittlerweile ebenfalls die enge Wendeltreppe heraufgekommenen Mutter des Kindes, die, auf den Schreckensruf herbeigeeilt, nun unmittelbar hinter dem Major stand, der ihr den Rücken zukehrte.

Sie war eine ungewöhnliche Erscheinung, nicht über Mittelgröße, doch von ausnehmender Zierlichkeit des Baues und der Glieder. Das bläulich schwarze Haar und die großen Augen, die den Eindruck derselben Farbe machten, die in flachem Bogen dichtgewölbten Brauen und der leise Schatten auf der ein wenig emporgezogenen Lippe, welche eine dünne Linie weißen Schmelzes darunter mehr ahnen ließ, als zeigte, waren die charakteristischen Zierden einer südlichen, fast einer orientalischen Schönheit, doch stand dazu der wundersam zarte Teint und die tadellos feingeformte, rosig geschlitzte Nase in entschiedenem Widerspruche, wie auch in dem ganzen Ausdruck des Gesichtes ein eigenes Etwas lag, das die erstere Annahme gar nicht aufkommen ließ.

Die Frau war nicht mehr ganz jung, doch hätte ihr wohl Niemand die nahenden Dreißig zugesprochen, wäre nicht um ihre Mundwinkel ein Zug der Festigkeit gelegen, der an den Schläfen und im Auge eine Ergänzung fast bis zur Härte fand. Es war. als hätte dies Auge den Blick der Liebe, dieser Mund das Lächeln nie gekannt — oder für immer verlernt.

Sie sah nun auf ihr Kind, sie sah es gesund und heil, und mochte der Schreck ihr Herz auch stille

stehen machen, sie vermochte die Regung zu bewältigen, kein Laut kam über ihre Lippen und scheinbar ruhig stand sie, nur ein leises Zucken ihrer Augenlider verrieth die Beherrschung, die sie aufbieten mußte, um den anwesenden Fremden kein Schauspiel zu geben.

Da ging mit einem Male ein Ruck durch ihren ganzen Körper. Wie die Französin hatte sich auch Inderau umgewendet und stand nun Aug' im Auge der Mutter des von ihm geretteten Kindes gegenüber.

Einem Blitzschlag gleich hatte auch ihn ihr Anblick getroffen.

Bleich wie der Tod starrte er auf sie. Die Veränderung war um so auffallender, als die Erregung sein Gesicht eben erst mit einer feinen Röthe überzogen. Die Cigarre, an der er vor Kurzem noch geraucht, entfiel seiner Hand, die nach einer Stütze für den schwankenden Körper zu suchen schien. Wie stark aber die empfundene Erschütterung auch sein mochte, er faßte sich sofort, so daß sie den Augen seiner Angehörigen ganz entging. Langsam trat er einen Schritt zurück, und die Dame, die seinen festen Blick noch immer mit starrer Kälte aushielt, benützte den freigewordenen Raum und trat, ohne den Kopf auch

nur um eine Linie zu einem Gruß des Dankes zu neigen, an ihm vorüber zu ihrem Knaben.

Der Major verlor kein Wort, er sah sich weder nach dem Kinde, noch nach seinen theilnahmsvoll herzugeeilten Angehörigen um und stieg sofort die Wendeltreppe hinab.

„Sie hätte auch wohl danken können . . .“ meinte Frau Bertha, als man den Hof wieder durchschritt, um zu dem wartenden Wagen zu gelangen . . . „Aber diese Leute wissen sich vor Stolz gar nicht aus und vernachlässigen sogar die gute Sitte. Es wäre ihr eigentlich recht geschehen, wenn Berndt sich gar nicht um die ungezogene Range gekümmert hätte, was gibt die Mutter nicht besser Acht! . . .“ Und sie deckte ihre Mädchen mit den Armen hier auf ebenem Boden, wie eine Henne mit den Flügeln ihre Küchlein.

„Du bist ungerecht . . .“ entschuldigte Amalie die Fremde . . . „denke Dir nur den Schreck einer Mutter! Du sahst ja, sie war wie versteinert.“

„Und ein wenig Haltung ist mir in solchem Falle fast lieber als ein ungemessener Ausbruch des Gefühls. Selbstbeherrschung muß man dieser stolzen Dame lassen . . .“ äußerte der Professor und holte sich damit einen vernichtenden Blick von seiner lebhaften, dem aufgestellten Ideale so wenig entsprechenden Gattin.

„Diese Slaven haben gar kein Gefühl . . .“ sprudelte sie . . . „da übt sich leicht Selbstbeherrschung.“

Inderau sprach nichts. Er war noch immer bleich und seine Stirne finster gerunzelt. Statt den Wagen mit zu besteigen, schlug er mit dem Vorgeben, noch ein wenig Bewegung zu bedürfen, den abkürzenden Fußpfad ein, womit Frau Bertha in Anbetracht der Enge des Wagens vollkommen einverstanden war. Die Begleitung des Schwagers lehnte Inderau ab. Er wollte allein sein — allein mit seinen Erinnerungen.

Es war ein seltsames Ereigniß, an das er heute so plötzlich, so lebhaft gemahnt worden war, ein Ereigniß, so tief in's Leben einschneidend, daß es ihm von Gestern däuchte und doch hatten Jahre ihre Spinnennetze darüber gewoben und allmälig eine dichte Staub- und Aschendecke darauf gerieselt.

Ein Windhauch hatte diese nun fortgewirbelt und jene zerrissen — die Todten lebten wieder auf.

Zweites Kapitel.

Auf der Galerie noble eines Vorstadttheaters der Residenz sah sich Inderau — und das halbe Decennium, das zwischen heute und damals lag, war wie weggewischt. — Ein berühmter Tenorist gab Gastrollen, ihm zuliebe drängte sich Alles in die Vorstellungen, man übersah die mangelhafte Unterstützung, welche dem als Sänger und Schauspieler gleich vorzüglichen Gast von den einheimischen Kräften zu Theil wurde, die er unverhältnißmäßig überragte.

Man gab die weiße Dame an jenem Abend. Inderau hatte es nicht vergessen, wie sollte er auch? Nur die ersten Takte der Ballade durften an sein Ohr schlagen und wie durch einen magischen Ruf war jede Einzelheit jenes Abends vor ihm heraufbeschworen. Nicht die launigen Vorgänge der Oper; auf die hatte

er gar nicht geachtet; der versprochene Genuß, der ihn in's Theater gelockt, war vollkommen verloren für ihn, denn seine Aufmerksamkeit, schon im Anfange von der Bühne abgezogen, blieb unwiderstehlich an jene kleine dunkle Parterreloge gefesselt. Es war die dritte rechts, seinem Sitzplatze fast gerade gegenüber. Die weiße Dame saß darin.

Die weiße Dame, die erschienen war, nicht um ihm seinen rechtmäßigen Besitz zurückzuerstatten, sondern um sein Herz zu nehmen ohne jeglichen Ersatz; die wirkliche weiße Dame, das Gespenst, das sich nur zeigt, einen schweren Verlust anzukündigen. Daran hätte er an jenem Abend denken und Warnung nehmen sollen. Keine Erwägung aber fand neben der aufkeimenden Empfindung Raum, und fühlte sich die pochende Schläfe vielleicht auch wie vom kühlenden Flügelschlag der Ahnung gestreift, der tollende Jugendmuth scheuchte alle bedächtige Ueberlegung hinweg.

Wie schön war sie aber auch, einem Strahlenbilde gleich, aus dem dunkeln Hintergrunde der Loge aufgetaucht! Heute, oben auf den Ruinen, war es ihm abermals erschienen, noch so rein gezeichnet, so sinnberückend, nur daß es damals viel jugendfrischer, viel rosiger gewesen, daß jede Locke dieses glänzend schwarzen Haares sich koketter und launenhafter ringelte.

Wie bizarr war schon die Zusammenstellung des schneeig weißen, durch kein andersfarbiges Band gehobenen, bis zum Halse hinaufreichenden Promenadekleides mit der eben so einförmig schwarzen Beduine. Der schwarze Schmuck im Ohr, am Arme war sicher nicht bloß der Uebereinstimmung wegen da, sie trug wohl Trauer. — Trauer um wen? um eine Mutter? — einen Gatten?

Wer war dann der große Mann hinter ihr mit dem dünnen Haare und dem dichten, sorgfältig gepflegten Bart um das zornmüthige, weinglühende Gesicht? Und die ältliche Dame ganz in Schwarz, die neben ihr saß und so vergnügte neugierige Blicke durch den Saal wandern ließ, als sei sie nur gekommen, die Gesellschaft zu mustern und sich ein paar Begleiter auszuwählen für ein heiteres Champagnersouper oder eine Reise nach Paris?

Doch was fragte der junge lebensfrohe Mann am Ende nach Stellung und Herkommen der Dame, von der er seine Augen nicht mehr abzuwenden vermochte. Er war Hauptmann im österreichischen Generalstabe und nicht ganz unverdient in den Ruf gekommen, mit welchem der Professor den ernstgewordenen Schwager noch jetzt zu necken liebte. In jungen Jahren schon in so bevorzugter Stellung, eine glanz-

volle Zukunft vor sich, von der Natur mit Vorzügen ausgestattet, die ihn ohne ein besonderes Dazuthun überall zum Günstling der Damen wie zum Liebling der Kameraden machte, war es ihm kaum zu verdenken, wenn er zuweilen in sprühendem Uebermuth die Schranken ängstlicher Sitte übersprang und, unbekümmert um die Mahnungen der Weisen, Maßvollen und Zaghaften, das Leben voll erfaßte und Lust und Freude in tiefen Zügen trank.

Und keins der Frauenbilder, deren Huld er noch ersehnt, hatte ihn bisher so rasch, so überwältigend gefesselt, wie jene weiße Dame dort, und immer noch war es ihm nicht gelungen, einen Blick in ihr Auge zu thun, das aufmerksam der Bühne zugewendet blieb. Längst hatte die Begleiterin den jungen Offizier wahrgenommen, der die Loge so ausdauernd durch sein Glas fixirte. Fast war's, als höbe ein Seufzer ihre üppige Brust, ein Seufzer der Erkenntniß, daß diese optische Belagerung nicht ihr mehr gelte. Sie neigte sich zu ihrer jungen Gefährtin, ein Flüstern zwischen Beiden und nicht lange währte es, da nahm die weiße Dame ihr Opernglas zur Hand und ließ es erst durch's Parterre, dann über den ersten Rang hinstreifen, zufällig wohl gerade an der bezeichneten Stelle länger innehaltend.

Man war im Zwischenakt, das Umsehen in dem gefüllten Hause war nur natürlich. Es wiederholte sich noch einige Male, dazwischen machte der Herr in der Loge einige Bemerkungen, auf die ihm von Seite der weißen Dame mit sichtlicher Gemessenheit Antwort ertheilt wurde. Inderau fühlte etwas wie Eifersucht, daß ein anderer Mann das Recht haben solle, zu dem Wunderbilde zu sprechen, etwas wie Frohlocken, daß dieses sich dem Kühnen nicht in Gnaden zuzuneigen schien. Eine stürmische Freude erfüllte ihn, so oft der Blick des schönen Wesens zu ihm wiederkehrte; was that's, daß die ganze Breite des Theaters mit all' den Hunderten von Menschen zwischen ihnen lag, es war ihm, als bestehe bereits ein geheimer Rapport zwischen seinen Blicken, die hinüber flammten, und jenen, die von Zeit zu Zeit herüberflogen.

Und sie kamen immer wieder, flüchtig zwar, hastig wieder ausweichend, aber sie kamen — auch als der Vorhang neuerdings emporgestiegen war und die schaulustige Menge regungslosen Auges an der Bühne hing — sie kamen und blieben länger, bis eine Geberde übermüthiger Kühnheit sie verscheuchte.

Auf den Moment bauend, in dem er sich vom lauschenden Publikum unbeobachtet wußte, sandte er mit kecker Hand einen Kuß durch den klangerfüllten

Raum hinüber, eine Huldigung, die der Eitelkeit schmeichelt, die Sittsamkeit jedoch beleidigt, ein Wagniß, das er sofort bereute und doch nicht mehr ungeschehen machen konnte, so viel er auch dafür hätte geben mögen. Es war ihm allzu kostbar zu stehen gekommen. Das Auge, das er festbannen wollte, war geflohen, er wartete und wartete — vergeblich! der Blick kam nicht wieder, er saugte den seinen fest an die holde Gestalt, als könne er sie damit an sich ziehen — das süße Antlitz blieb abgekehrt.

Szene folgte auf Szene, die Oper nahte dem Ende. Die weiße Dame auf der Bühne hatte ihren wackern Offizier schon glücklich gemacht, die weiße Dame in der Loge ihr Köpfchen aber kein einziges Mal mehr gewendet. Inderau beschloß jetzt, koste es was es wolle, noch einmal diesen Abend in jene dunkeln Augen zu schauen, müßte er auch dem Strafblicke der Entrüstung trotzen. Er stand auf und wollte noch vor Schluß der Oper den Saal verlassen, und in der Eingangshalle mit der fortströmenden Menge auch die schöne Fremde erwarten. Doch gleichzeitig mit ihm erhoben sich auch schon die Damen in der Loge drüben, der Herr langte seinen Hut vom Nagel und trat aus der Thüre, ihm folgte die Aeltere, zuletzt ging auch die Jüngere, nachdem sie noch einen

Moment mit dem Aufnehmen ihres Fächers und Opernglases verweilt. Und nochmals zögerte sie ein wenig; schon an der Thüre, wendet sie sich noch einmal zurück. Da war auch der Blick, den Inderau so lange ersehnt und gesucht. Sah er recht? Kein Zürnen, kein eisiges Zurückweisen, ein leises schelmisches Lächeln auf den rosigen Lippen, die jetzt das Ende des geschlossenen Fächers berührten, eine leichte Bewegung, ein Wink — nein, ein Kuß, ein Abschiedskuß und die weiße Dame war verschwunden.

Wie ein Sinnloser stürmte Inderau die Treppe hinab, er wollte ihr zuvorkommen, sie erreichen. Zu spät! Es war ihm doch nicht so leicht geworden, zwischen den über die Störung ungehaltenen Zuschauern durchzukommen; als er unten am Portal anlangte, hob der Herr mit dem weinrothen, zornmüthigen Gesichte die weiße, oder jetzt, da sie dicht in ihre Beduine gehüllt war, vielmehr schwarze Dame zu ihrer älteren Begleiterin in den Wagen, sprang selbst nach, der Schlag fiel zu und der rasche Fiaker brauste davon, ehe es Inderau auch nur gelungen war, die Nummer desselben zu erhaschen.

Da stand er nun rath- und trostlos. Bis er an einen andern Wagen kam, dem davonjagenden zu folgen, war längst keine Spur mehr von diesem zu ent-

decken. Da rollten der Fuhrwerke mancherlei, und eins schoß mit seinen Glühaugen durch die dunkle Nacht wie das andere. Wer mochte wissen, welches das Verlorene barg? —

Und wieder tauchte die Erscheinung der weißen Dame wie ein Nebelbild in der Erinnerung auf.

Diesmal — es war einige Tage nach jener Theatervorstellung — stand sie urplötzlich bei einer Treppenwendung vor Inderau.

Er kam die Stufen des alten Palais herab, von einem seiner Vorgesetzten, zu den ihn eine Dienstangelegenheit geführt, und sie kam langsam herauf und hielt auf dem ersten Absatze, ehe sie zur zweiten Etage weiter stieg. Sie war diesmal allein und wieder in die beiden Farben der Halbtrauer gekleidet, nur waren sie vertauscht. Sie trug die weiße Kaschemirbeduine über ein Kleid von schwerer schwarzer Seide, ein weißes Parasol und ein zierliches schwarzes Hütchen auf dem dunklen Gelock. Im ersten Schreck hatte sie nach dem Treppengeländer gefaßt, eine heiße Röthe schlug über Stirn und Wangen auf, wie beschämt senkte sie das Auge, aber das leise schelmische Lächeln, das wieder um die ein wenig geöffneten Lippen spielte, entging Inderau nicht, als sie an ihm ohne aufzusehen vorüberging, und dort, ehe die nächste Wendung

sie gänzlich seinem Auge entzog, huschte auch wieder ein kurzer scheuer Blick zu ihm herüber. Keine Aufforderung, nicht einmal eine Ermunterung, aber doch ein deutliches Zeichen des Erkennens, ein Blick, in dem sich Wohlgefallen, Schalkhaftigkeit und sittsame Scheu eigenthümlich verbanden.

Warum hatte der tapfere Krieger, von dessen Schlachtenmuth zwei Orden Zeugniß gaben, hier gezaudert, wort- und regungslos stillgestanden, bis die Erscheinung verschwunden war? Er machte sich heftige Vorwürfe, er wollte nacheilen, doch besann er sich anders. Offenbar beabsichtigte die Dame hier im Hause nur einen Besuch, vielleicht bei der Familie des Freiherrn von Kreuz, die, wie ihm bekannt war, das Stockwerk unter der Wohnung des Generals inne hatte. Das Visitkartentäschchen in ihrer Hand ließ wenigstens darauf schließen, dann aber war ihres Verweilens wohl nicht lange, und wenn sie zurückkehrte — nein, auch dann wollte er sie nicht auf offener Treppe in fremdem Hause ansprechen. Was ihn auch seltsam und ungewöhnlich an der Dame anmuthen mochte, seine Erfahrung sagte ihm, daß er es hier nicht mit einem Versuche wagen dürfte, der, wenn je erlaubt, immerhin eine Roheit blieb.

Doch war er fest entschlossen, die Dame nicht

abermals aus dem Auge zu verlieren. Es galt ihm nach dieser Begegnung als voller Ernst, was vorlängst noch ein loses Spiel gewesen. Sein Plan war rasch gemacht.

Vor dem Hause hielt ein Miethwagen, binnen wenigen Minuten stand ein zweiter nur wenige Schritte entfernt und folgte dem ersten nach einer kleinen halben Stunde, als die Unbekannte wieder eingestiegen war. Inderau, mit dem Erfolg seiner Berechnung sehr zufrieden, wappnete sich mit Geduld, denn es war ja möglich, daß dem einen noch ein halb Dutzend Besuche folgten. Er hatte sich vorgenommen, die Spur festzuhalten und sollte es eine Rundfahrt durch die ganze Stadt und alle zweiunddreißig Vorstädte gelten.

Seine Ausdauer wurde auf keine so harte Probe gestellt. Die beiden Wagen hielten kurz nacheinander vor einem der ersten Hotels, in dessen Restaurant Inderau zeitweise mit einigen Freunden Abends zusammen zu kommen pflegte. Er war dem Personal bekannt, und es hatte also nichts Auffallendes, daß er kurz, nachdem die Verfolgte, ohne ihn bemerkt zu haben, die Treppe hinaufgeeilt war, zu dem Portier herantrat und in gleichgültigem Tone die Frage stellte, ob die Dame, die eben vorübergegangen, hier wohne. „Ich weiß nicht, habe ich mich vielleicht getäuscht . . .“

setzte er hinzu und hielt dann, als sei er unschlüssig, inne . . . „War das nicht —“ — „Gräfin Rodnitz . . .“ beeilte sich der Gefragte dienstfertig zu ergänzen . . . „Ja, sie wohnt hier, Nummer acht und neun.“

„Also doch die Gräfin Rodnitz . . .“ sagte Inderau. Er mußte sich Gewalt anthun, die Worte zu sprechen, denn was er gehört, hatte ihn doch überrascht. Nicht daß er sich wirklich einer früheren Bekanntschaft erinnerte, er war schon zuvor sicher, daß er die Dame vor wenigen Tagen im Theater zum ersten Male gesehen, aber der Name war ihm nicht fremd, es trug ihn eins der stolzesten Adelsgeschlechter der Monarchie, und was er gedacht und geträumt, reimte sich nun so wenig dazu, daß er nahe daran war, beschämt den Rückzug anzutreten.

Aber nein, der Kuß war doch keine Sinnestäuschung! so zufällig jene Bewegung mit dem Fächer auch scheinen mochte, das Lächeln auf der Treppe, die immer wiederkehrenden Blicke hatten ihm, sicherlich ihm gegolten, und war das Eine bloß ein übermüthiger Scherz und das Andere noch lange kein Entgegenkommen — Zurückweisung lag doch ganz gewiß keine darin. Warum sollte er weichen, wo ihm ein Abenteuer winkte? Und wie Trotz flammte es in ihm auf, die Unternehmungslust leuchtete aus seinen Augen. —

„Und warum nicht?“ murmelte er mit zuckendem Lächeln vor sich hin.

Einer der Aufwärter sollte der Gräfin seine Karte übergeben, er folgte ihm auf dem Fuße und stand auf der Schwelle des Salons, als die Gräfin, die kaum erst Hut und Ueberwurf abgelegt, die fremde Karte noch zweifelnd und fragend der Dame hinreichte, die mit ihr im Theater gewesen und jetzt in einem bequemen Negligé am Fenster saß, der angenehmen Lektüre eines französischen Romanes hingegeben, den sie nun erst, offenbar unangenehm gestört, in den Schooß sinken ließ.

„Hauptmann Bernhard Inderau?“ . . . sagte sie kopfschüttelnd . . . „inconnu!“

Doch zur Abweisung ließ es der Eigenthümer der Karte nicht kommen; mit einer Bitte um Vergebung trat er vollends ein.

„Ich glaube, daß Sie, gnädige Gräfin, das Tuch verloren, welches ich auf der Treppe des Hauses fand, in welchem ich Ihnen zu begegnen die Ehre hatte . . .“ sagte er, sein eigenes Sacktuch zuversichtlich der Dame bietend, die es sofort mit einer Miene zurückwies, in der sich das Durchschauen des nichtigen Vorwandes unverholen aussprach.

Doch lag für Inderau nichts Abschreckendes in

der kühlen Einladung, „da er nun einmal die Güte und Mühe gehabt", sich für einen Moment niederzulassen. Ein leises Zucken um die Mundwinkel, das belustigt lachende Auge straften Wort und Ton Lügen, und die ältere Dame ließ zu ungescheut ihr Vergnügen über das unerwartete Wiedersehen errathen, als daß er sich zu seiner kecken List nicht Glück wünschen hätte sollen.

Er nahm die nichtssagende Höflichkeit für eine ernstgemeinte Nöthigung und blieb, emsig den Faden eines Gespräches anspinnend, bei dem sich hauptsächlich die Stiftsdame betheiligte, welche die Gräfin als ihre Cousine, Freifräulein von Drossel, vorstellte. Das Stiftsfräulein kannte das Leben, war eine lebhafte, zu Heiterkeitt und Genuß geschaffene Natur, spielte ein wenig die Matrone und liebte die Jugend, den Frohsinn, die Schönheit, Geist und Muth und den freien Verkehr mit aller Welt. Sie hatte kein Hehl ihres Wohlgefallens, und wenn ihr Benehmen je Tadel erfuhr, so erwiderte sie achselzuckend mit ihrer tiefen Männerstimme: „Die Kinder sind zu schüchtern, man lehrt sie zu viel Ehrfurcht vor unserem Alter. Il faut encourager la jeunesse!"

Bei Inderau hätte es allerdings der Ermuthigung nicht erst bedurft. Der gewandte, vor keinem

Hinderniß zurückscheuende, energische Soldat war nicht gesonnen, das eroberte Terrain wieder zu räumen, und wenn er ging, mußte er sich zuerst die Rückkehr gesichert haben. Wonach er eigentlich verlangte, das machte er sich nicht recht klar. Bald meinte er inmitten eines kurzen Fastnachtsspiels zu stehen, bald wieder ganz im Anfange einer jener ernsten, mächtig eingreifenden Erlebnisse, die mit Tändeln beginnen nnd mit Blut und Wunden enden — zuweilen gar mit unheilbaren.

Er bedachte sich nicht, er that nicht einmal die Frage, ob von anderer Seite in eine Maskenintrigue eingegangen, oder seine Annäherung wie eine excentrische aber harmlose Huldigung geduldet werde; der Moment nahm ihm gefangen, er war da, er sah sie, er durfte mit ihr sprechen, er trank das Lächeln, das ihr ein Witzwort entlockte, feinen berauschenden Wein von ihren Lippen und wußte nur das Eine, daß er sich von diesen dunklen feuchten Augen, die so groß und ruhig blickten, mit magnetischer Gewalt angezogen fühlte. Es war ihm, als hätte er schon lange sein ganzes Leben — ja viele Jahrhunderte lang in diese tiefen Augen geschaut, als seien sie eigentlich die seinen und er könne in ihnen all' seine eigenen Gedanken, all' sein Glauben, Lieben und Hoffen nur

viel schöner und viel seliger wieder finden. Ach, sein Herz war schon weit gefährlicher versengt, als er meinte! Die Gräfin hatte langsam ihre Handschuhe abgezogen und in ein Knäuel geballt. Welche wunderbar zarten weißen Hände das waren! An dem vierten Finger der linken Hand saß ein ganzer Rattenkönig von Ringen, daß das Glied bis zum Knöchel von Gold und blitzenden Steinen wie gepanzert erschien, die rechte Hand dagegen war schmucklos, sie trug nur einen einzigen unscheinbaren Reif. Und dieser Reif legte sich urplötzlich um Inderau's Stirne und preßte und drängte sie schmerzlich zusammen. Es war also doch ein Anderer da, der Rechte an sie hatte, und dieser Andere, war es vielleicht jener große Mann mit dem zornmüthigen weinrothen Gesichte? Neid und Eifersucht loderten auf. Sie ist verheirathet und sie ist wie Alle, sie hintergeht ihren Gatten und liebäugelt mit dem nächstbesten Fremden. Was that es ihm, daß gerade er dieser nächstbeste Fremde war? Er fragte nicht nach der Konsequenz seiner Logik, nach der Berechtigung seiner Vorwürfe. Den Abscheu, den er mit einem Male empfand, fühlte er selbst wie einen körperlichen Schmerz. Er hätte sie hassen mögen für die Blicke, die sie ihm erwidert, für den Kuß, für das Lächeln, für Alles, selbst da-

für, daß sie ihn so ruhig hier in ihrem Zimmer, an ihrer Seite sitzen ließ. Alles, was in ihm gelebt und gedrängt, schien ihm auf einen Schlag verwandelt und verzerrt, die Glut erloschen und ein übelriechender, erstickender Qualm stieg aus der Asche empor. Tiefer Widerwille hatte ihn erfaßt, und in der Empörung, die er zu fühlen glaubte, vergaß er, daß von ihm die Aufforderung zu jenem Spiel ausgegangen war, welches er nunmehr der Partnerin zum Vorwurfe machte.

Und in dieser seltsamen Stimmung, deren Unausgeglichenheit ihm erst später in ihrem tiefen Ursprunge klar wurde, brach er auch seinen Besuch ab — „der erste und der letzte", wie er sich trotzig sagte, obgleich er mit nachlässiger Höflichkeit die Bittformel, denselben wiederholen zu dürfen, aussprach.

Wohl bemerkte er, daß auch die beiden Damen den plötzlichen Umschlag in seinem Benehmen, im Ton seiner Worte von anregendem liebenswürdigem Humor zu verletzender Gleichgültigkeit empfanden und sich davon in ihrem eigenen Wesen bestimmen ließen. Doch trug das nur noch dazu bei, seinen Mißmuth, seine Ueberhebung zu erhöhen, seinen Groll, den er in diesem Augenblick, wie ihm däuchte, gegen die ganze Welt loszulassen Lust hatte, bis zur Verachtung zu

schärfen. So kam es denn, daß auf die Erwiderung der Gräfin, zu ihrem Bedauern dürfte er sie bei seinem Wiederkommen wahrscheinlich nicht mehr finden, ihm eine Antwort entfiel, deren er sich im nächsten Momente schon selber schämte.

„Man sucht nie vergeblich, was sich finden lassen will . . .“ hatte er gesagt. Es war wie der Rausch des Triumphes über ihn gekommen, als er den Stein schleuderte und sah, wie er traf. Aber dieses stolze Zucken der Lippe, dieses zürnende Aufflammen des Blickes, selbst das kalte, tiefbeleidigte Abwenden machten ihm sofort klar, daß er zu weit gegangen, ja etwas gethan habe, das als Schmähung auf ihn selbst zurückfalle. Er überhörte beinahe die unmuthig herausgepolterte Zurechtweisung der Stiftsdame, daß sie ihm dann rathen würde, lieber gar nicht zu suchen, und wäre vielleicht sofort zu einer reumüthigen Selbstanklage übergegangen, hätte ihm der Eintritt des eilfertigen Kellners, der, die Servirplatte mit dem Gabelfrühstück staunenswerth geschickt auf der Achsel balancirend, in's Zimmer stürzte, nicht das Wort entzogen.

Seines Bleibens war nicht länger, und doch was hätte er, kaum daß sich die Thüre hinter ihm geschlossen, für jede Minute längeren Zusammenseins

mit der Frau gegeben, die er ohne Anlaß, unberechtigt und ungesittet gekränkt! Hatte er nicht thöricht wie ein Schulknabe gehandelt, und eine Verbindung, im Uebermuth geknüpft, ebenso im Uebermuth zerrissen? Alsbald aber schlüpften die Gründe aus allen Ecken, mit denen er sein Betragen rechtfertigte. Der Aerger über sich selbst suchte und fand einen Ausweg in der Verachtung gegen den Leichtsinn und die Grundsatzlosigkeit der Frauen, in welchen er sich immer mehr hineinredete, und in dem Sarkasmus, mit dem er gegen die Gattung Abenteuer zu Felde zog, in deren eines er gedankenlos hineingerannt und aus welchem sich so charaktervoll gezogen zu haben er sich immer wieder beglückwünschte, sobald etwas in seiner Brust nicht ganz beruhigend und harmonisch klingen wollte.

Und das war im Laufe dieses Tages mehr als einmal der Fall. Scheuchte er die Gedanken von sich, sie kamen wieder und immer wieder wie leibhafte Dämonen, und jedesmal war ihr Grinsen häßlicher, ihr Kichern unübertäubbarer.

Der Abend brach an, und jetzt erst erinnerte er sich, daß dies einer Derjenigen war, wo die kleine Gesellschaft in dem Hinterzimmer des Hotels, zusammenzukommen pflegte, desselben Hotels, in welchem er heute schon einmal gewesen. Und nun sollte er dahin

zurückkehren? Er wollte nicht, er fühlte sich nicht in der Stimmung dazu, er ging planlos durch die dämmernden Straßen, seine Stirne von der Abendluft kühlen zu lassen, doch lief er dabei geradeswegs zwei Kameraden in die Arme, die ihn ohne alle Rücksicht auf seine Ausflüchte mit sich nahmen. Und siehe, einmal die Schwelle überschritten, auf der er bis zum letzten Momente eine Begegnung, er wußte selbst nicht, ob fürchtete oder hoffte, einmal in der gewohnten muntern Gesellschaft, fand er sich leichter in die Lage und Umgebung, als er es für möglich gehalten. Allerdings war er nicht, wie in der Regel, von gleichmäßiger Aufmerksamkeit und anregender Gesprächigkeit für die verschiedenen erörterten Stoffe, ein gern gesehener Genosse, der kein Spiel verdarb, sondern gefiel sich in fortwährenden Sprüngen. Er hatte sich vorgenommen, heiter zu sein, jeden lästigen Gedanken fort zu scherzen, und so floß er zuweilen in toller Beredsamkeit über, erweckte Widerspruch und Lachen, stimmte selber in fieberhaftem Jubel mit ein, um urplötzlich zu verstummen, das halb hingeworfene Wort zu vergessen und abwesend vor sich hinzustarren, bis er sich mit Gewalt wieder aus dem Traumdämmern aufriß. Er, der sich sonst überaus mäßig hielt, trank dabei; die Zunge war ihm so trocken, die Lippe so

heiß, und der Wein jagte das Blut rascher durch die Adern, er verscheuchte die Schatten, er sollte — so sang ja schon Anakreon — das Gemüth fröhlich und frei machen. Wer zählt da die Tropfen und ob einer vielleicht zuviel fließt?!

Bei der Gesellschaft befanden sich auch ein paar Dragoneroffiziere; sie jubelten laut auf, als ungefähr um die Stunde des Theaterschlusses einer der Ihrigen mit einem Herrn in bürgerlicher Kleidung eintrat, den sie mit lebhaften Freudenbezeugungen als ihren ehemaligen Kameraden begrüßten und den andere Offiziere als den vormaligen Rittmeister Graf Zdenko Konski vorstellten, „den verwegensten Reiter, den wildesten Fahrer, den geübtesten Schützen, den leidenschaftlichsten Tänzer, den keckesten Spieler und den routinirtesten Lebemann des Regimentes“, wie sie hinzusetzten, so sehr er sich gegen die „übertriebene Schmeichelei“ auch sträubte.

Für die triftige Begründung des letzten Prädikates gab übrigens sein Antlitz Zeugniß. Inderau hatte sofort die eigentlich wohlgebildeten, doch so auffallend zornmüthigen und weinrothen Züge erkannt. Er war aufgefahren, aber schon die Nennung des Namens hatte ihn wunderbar besänftigt. Graf Konski und sie — eine Gräfin Rodnitz, so hatte doch der Portier

ganz ausdrücklich gesagt. Nein, sie war also nicht verheirathet. In welcher Beziehung aber standen sie sonst zu einander? Wie kam er dazu? — Doch was ging das einen Dritten, Unbetheiligten an, und ein Dritter, ein völlig — ein ganz und gar Unbetheiligter war ja Inderau, darüber konnte doch kein Zweifel herrschen.

Warum aber horchte er dann so aufmerksam hin, daß ihm keine einzige Silbe entging, als der Graf seinen früheren Kameraden Mittheilungen ganz privater Natur machte? Was kümmerte es einen Unbetheiligten, von Verhältnissen zu hören, die für ihn kein Interesse haben konnten? Nun ja, Graf Konski erzählte auch so laut, so ungenirt, daß deutlich genug zu sehen war, wie wenig ihm an der Geheimhaltung seiner Angelegenheiten lag. Er hatte sofort Sekt bestellt, und wenn der perlende Champagnerwein auch im Glase Inderau's unberührt stehen blieb, so sprachen demselben die Uebrigen, vor allem der freigebige Spender selbst, um so eifriger zu. Die Zungen waren gelöst.

„Eine Schande ist's, Fehrenfeld!“ . . . rief Graf Konski in burschikoser Weise seinem Gegenüber zu . . . „Eigentlich sollte man sich einen Harem halten können, wie die gescheidten Muselmänner! Es ließe sich bei

uns am Ende noch so leidlich leben, aber die Erbgesetze! — was brauchen die Frauen Rechte und Güter?"

„Um sie dem Manne zuzubringen . . ." lachte Baron Fehrenfeld . . . „Du scheinst Dich doch selbst dieser Ansicht anzubequemen, oder hätte ich unrecht gehört?"

„Was will man machen! . . ." entgegnete der Graf mit spöttischem Achselzucken . . . „Am Ende schickt sich's auch, daß man seine geordnete Häuslichkeit gründet, zumal wenn man solid werden will! Hahaha! Du zweifelst? 's ist aber mein voller Ernst. Ich krieche in's Joch. Die Frau Cousine ist schließlich nicht so übel, weißt Du. Hat Rasse! Im Anfange war ich fuchsteufelstoll, daß die Güter meines Oheims ihr zufallen sollten. Da kommen die Advokaten mit allerlei Spitzfindigkeiten und Kniffen daher und beweisen, daß die Erbfolge in gerader Linie bleibt, erst wenn die älteste oder einzige Tochter keinen Sohn hat, tritt der nächste männliche Sprosse in alle Rechte. Denke Dir den Unsinn! Ich habe gar nicht Lust, ihn unangefochten zu lassen und mein Rechtsverdreher stimmt mir bei, aber zu guter Letzt ist doch er's nur, für den dabei die fettesten Bissen abfallen. Dachte mir, siehst Dir mal Deinen Gegner auf der Mensur an.

Ich schrieb an Sittah und schlug ihr eine Zusammenkunft zum Zwecke eines Vergleiches vor. Und wahrlich, es war ein gescheidter Gedanke! Sie ist hübsch, sogar sehr hübsch, nur ein wenig zurückhaltend; doch das gibt sich in der Ehe, hahaha! Was meinst Du, Fehrenfeld? Eigentlich hätte ich sie gleich aus erster Hand haben können, aber der Alte stand mit meinem Vater nicht besonders und ich dachte vor sechs Jahren auch eher an alles Mögliche, als an's Heirathen und Solidwerden. Nun, es hat nichts zu sagen. Sie hat eine gute Schule durchgemacht bei ihrem verstorbenen Manne. Sie sollen sehr gut mit einander ausgekommen sein und sein fast anderthalbjähriges Siechthum hat sie geduldig und bescheiden gemacht und, wie ich höre, zur sorgfältigsten Krankenpflegerin. Das kann man vielleicht brauchen, wer weiß! Beim vorjährigen Herrenreiten am Rákos hat nicht viel gefehlt und die arme Blue Betsy hätte mir hinter dem Doppelgraben das Bein entzwei gedrückt. Zum Glück kam ich im Sturz auf weichen Moorboden zu liegen."

Von wem sprach der Graf? Es war ein peinliches Zittern, das Inderau durch alle Nerven zucken fühlte. Das Blut drängte heftig zum Herzen, die Aufregung schien seine Sehkraft zu trüben. Von wem sprach der Graf? War es möglich, daß sie gemeint

war? und wer sonst? Er hatte sie nur Sittah genannt. Ihr Familiename aber, ihr Familiename? Inderau war daran, direkt die Frage zu stellen. Es blieb ihm erspart.

„Sie hat übrigens nicht nöthig, mich zu nehmen, und das reizt mich am meisten..." sagte Graf Konski, nachdem er zuvor einige Querfragen, Blue Betsy und die nächsten Rennen betreffend, beantwortet hatte . . . „Wir sehen uns doch auch gerne um unser selbst willen geliebt, so viel Romantik bewahrt man immer noch. Sie könnte es darauf ankommen lassen, den Prozeß zu verlieren, Rodnitz war außerordentlich rangirt und hat ihr, höre ich, eine ganz nette Summe und ein kleines Gütchen hinterlassen, auf dem sie lebt. Das Rodnitz'sche Majorat ging natürlich weiter."

Mehr hörte Indernau nicht. Alles, was noch gesprochen wurde, ging spurlos an seinem Ohre vorüber, in welchem das aufwärts wallende Blut in mächtigen Schlägen pochte.

Jetzt war kein Zweifel mehr. Gräfin Rodnitz, die Wittwe, die hierhergekommen war in die gleichsam neutrale Hauptstadt, um ihren Vetter kennen zu lernen, sich mit ihm auszugleichen, die wohl, weit entfernt davon, auf seine Pläne einzugehen, sich im Gegentheil, wie eingestanden, zurückhaltend zeigte, ja so-

gar eine rasche Abreise beabsichtigte, von der Graf Konski noch keine Idee zu haben schien, die Dame, an deren Ruf bisher auch nicht der geringste Makel haftete, war auf's Tiefste beleidigt worden und von wem? Von einem übermüthigen, geckenhaften, niedrigdenkenden Gesellen. Jeder Vorwurf, den Inderau gegen sich selbst richtete, erschien ihm noch zu schwach. Er preßte die Hände gegen seine Schläfe und fragte, welcher Wahnsinn ihn erfaßt habe, eine ehrenhafte, gesittete Frau, die sich der besten Nachrede würdig gemacht, so bubenhaft zu beschimpfen, blos weil er sich in einem Anfall thörichter Eifersucht berechtigt glaubte, sie zu verachten. Und womit hatte sie die Mißhandlung verdient? Doch nicht durch den kleinen, wenn auch etwas gewagten Scherz, den sie wohl selbst für konsequenzlos halten mochte, da sie sicherlich nicht darauf gefaßt war, in der riesigen Stadt, die sie obendrein nur im geschlossenen Wagen durchkreuzte, demselben Offizier wieder zu begegnen, dem sie in einem unüberlegten Augenblick auf eine Zudringlichkeit mit einer Neckerei geantwortet.

Das wegwerfende Urtheil, mit dem er von ihr geschieden — vielleicht für immer geschieden — gellte noch in seinen Ohren. Jedes Wort, jeder Buchstabe fiel wie ein Tropfen glühenden Erzes auf sein eigenes

Herz. Unseliger, der er war, das Glück zu verscherzen, das, wie er jetzt wohl sah, vielleicht erreichbar für ihn gewesen! Das Schicksal hatte ihm gute Karten zugetheilt, und er hatte sie schlecht gespielt, wie der elendeste Stümper!

Lächerlich! Und jetzt sollte er wirklich bemalte Karten zur Hand nehmen, die ihm von seinem Gefährten zugeschoben wurden, sich betheiligen gegen die Bank, die Graf Konski zu halten sich erboten? Was konnte er diesem Manne mehr abgewinnen, nachdem er vielleicht durch eigene Schuld das Kostbarste an ihm verloren? Er war ja geschieden für immer, und seine eigne frevelnde Hand hatte den Fels geschleudert, der nun wie ein unübersteiglicher Wall zwischen ihm lag und dem Juwel, das ihm jetzt ein würdiger Preis des ernstesten Ringens und Strebens erschien, seit es in unerreichbarer Ferne und in jener ruhigen, klaren Schönheit glänzte, die des Dichters und des Künstlers Phantasie den Himmlischen verliehen.

Ein Gnadenbild, das sich dem Sünder verhüllte, der sich selbst in die Hölle gebannt. War denn das hier nicht die Hölle?! Die Gluthitze der Atmosphäre schien ihm unerträglich, er fühlte die Wirkungen des ungewohnten Weines, er mußte hinaus, die brennenden Augen kühlen. Unbeachtet von den Spielern verließ er das Zimmer.

Doch auf dem Gange war's nicht kühler. Der Nachthauch, der durch die offenen Fenster strich, hatte nichts Erquickendes; er legte sich drückend auf die Lider und steigerte die Aufregung, deren Inderau nicht Herr zu werden vermochte. Welche wilde Flucht widersprechender Gedanken in dem schmerzenden Haupte und dazwischen immer wieder die wuchtende Erinnerung: „Geschieden für immer — für immer! Morgen ist sie vielleicht schon fort, und es gibt keinen Widerruf mehr. Sie haßt Dich, sie verabscheut Dich! — Geschieden für immer!"

Nein, nein, es konnte, es durfte nicht sein! Es mußte etwas geschehen, gleichviel, was immer!

Und was geschah und wie's geschah, wie sollte er nach Jahren davon noch Rechenschaft geben können? Wußte er ja in jenem Momente selbst nicht, was er that — er war trunken, nicht vom Wein, sondern vom Uebermaße seiner Empfindungen. Eh' er's nur bedachte, war er die Treppe hinauf, den Gang entlang geglitten, ohne daß irgend ein traumversunkener Aufwärter oder ein spät heimkehrender Gast seinen Weg gekreuzt. Da stand er vor der Thüre und hatte auch schon gepocht, einmal und abermals, rascher und dringender. Was er auf eine Frage von innen, Einlaß heischend, gemurmelt, er wußte es selber nicht. Und jetzt wich

ein Riegel zurück, er stand im Zimmer, und die Thür fiel hinter ihm wieder in's Schloß.

Es war die Stiftsdame, die ihm geöffnet und bei seinem unerwarteten Anblick mit einem Schrei in's nächste Zimmer flüchtete, in dem sie sich einschloß. Ihr Negligé wäre sicherlich von dem Eingetretenen viel unbeachteter geblieben, als von dem Stubenmädchen oder dem Kellner, auf deren Erscheinen sie gerechnet. Inderau hatte kein Auge für sie. Wie ein Verdurstender zu einer Quelle, war er zu der so tief von ihm Gekränkten geeilt und hatte sich niedergeworfen auf die Kniee, bußfertigen, zerknirschten Sinnes.

Sie lag halb träumerisch auf dem Sofa, ein loses weißes Nachtgewand umfloß in weichen Wellen ihre Glieder und das geöffnete Haar fiel glatt zurückgestrichen in üppiger Flut über die schneeigen Spitzen, sich auf den Ruhebett um sie wie schwarze Schlangen ringelnd. Woran hatte sie wohl gedacht, welche Bilder hatte die Nacht auf ihren schwülen Fittigen durch die unverschlossenen Fenster gesendet?

Sie hatte geweint. Noch hing eine Thräne an der dunklen Wimper, da sie Schreck und Entsetzen starr an ihr Lager fesselte und jeder Laut in ihrer Brust festgebannt war. Dann aber flammte eine heiße Röthe auf ihren Wangen auf und zog sich bis auf den schma-

len Streifen ihrer Brust, den die leise auseinanderweichenden Spitzen durchschimmern ließen. Eiu Glutblick des Zorns schoß aus ihrem nächtigen Auge, und die Gestalt emporrichtend wollte sie die Hand erheben, aber der Flehende zu ihren Füßen hielt sie gefangen und gab sie nicht frei.

„O, nicht so, nicht so!“ rief er flehend . . . „Sie dürfen nicht sprechen, mich nicht fortgehen heißen in dieser Stimmung, mich nicht abstreifen wie einen unverschämten Bettler!“

Worte der heftigsten Reue strömten von seinen Lippen, Selbstanklagen und Bitten. Er schonte sich nicht, er verlangte nur gehört zu werden, nur nicht verabscheuen sollte sie ihn, nur nicht verdammen. Er wollte nichts, nichts — nicht ihre Liebe, die ihm als die höchste Seligkeit erschienen wäre, wenn er sie verdient, nicht ihre Verzeihung, die er verwirkt, nur nicht ganz schlecht sollte sie von ihm denken, wenn sie ging und sie sich vielleicht niemals wieder sahen!

Es war eine wilde Beredsamkeit, die wie ein Lavastrom aus seinem Munde ging. Flammengleich schlugen seine Worte auf und hüllten das schöne Weib in ihre dämonische Glut, er sprach und sprach und seine Lippen brannten auf ihren Händen. Unter den verschobenen Falten ihres Kleides blickte ihr Füßchen

hervor wie zart geäderter Marmor in der schwarzen Sammthülle des losen Schuhs, und wie der fromme Pilger am Ziele seiner Wallfahrt neigte er sich herab und küßte in Demuth und Leidenschaft ihren Fuß und die feine bläuliche Spur des rothen warmpulsirenden Blutes darunter, und dann richtete er sich auf, um sich zu erheben, um zu gehen, aber ein sanfter Zwang hielt ihn zurück auf den Knieen, zwei weiche Arme sanken auf ihn herab und schlangen sich um seinen Nacken; das Götterbild aus Stein war zum Leben erweckt; derselbe Rausch hatte Beide erfaßt. — Aus der zerrissenen Brust rang sich ihm ein dumpfer Jubelschrei, der in einem Kusse erstarb — und es vergingen ihm die Sinne.

Als er das Gastzimmer wieder betrat, war das Spiel eben zu Ende; man hatte seine Abwesenheit kaum beachtet. Graf Konski war stark im Verluste, sein Antlitz vom Wein und der Erregung des Spiels noch höher geröthet.

„Gut, daß ich mich zu rangiren im Begriffe stehe! . . .“ lachte er brutal auf, und Inderau fühlte, daß ihm der Unmuth zu Kopfe stieg. Aber er schwieg und ging. Wozu Worte, er wußte es ja besser, und was verlangte er noch nach dem Glück, das er gefunden, das er festhielt für immer. Es war ein Rausch, der ihn der Erde entführte und durch die nächtigen

Straßen wie auf Schwingen des Glückes durch den Himmel der Seligen trug.

Und dann kam eine Stunde des Elendes, wo er sich tief hinabgeschleudert fühlte, erwacht aus einem berückenden Traume, der ihn noch mit unvergeßlicher Erinnerung äffte inmitten einer Welt voll Schmerz, Trug und Erbärmlichkeit.

Fort war sie, da er am nächsten Tage, in ein rosiges Netz von Zukunftsplänen eingesponnen, zu der Geliebten eilte; abgereist ohne ein Wort, ein Zeichen nur für ihn zu hinterlassen.

Fort war sie und so blieb es. Erst wartete er auf eine Nachricht, und da keine kam, wollte er folgen, zunächst nach jenem Gute, dessen Graf Konski erwähnt. Der Dienst hielt ihn gerade zu dieser Zeit mit eisernen Banden fest, er konnte für den Moment die Residenz nicht verlassen. Er schrieb. Sein Brief lief uneröffnet zurück. Es kam nun eine Periode bitterer Erwägungen, leidenschaftlicher Anklagen für ihn. Unfaßbar schien ihm die Flucht, nach dem was vorgegangen, ein Räthsel, und die häßliche Lösung meinte er eines Tages gefunden, als er durch die Zeitung die erfolgte eheliche Verbindung des Grafen Konski mit der Gräfin Sittah Rodnitz erfuhr.

Endlich hatte er den erbetenen Urlaub erhalten,

er stand im Begriffe, die Geliebte aufzusuchen, ihr zu folgen, sei es bis an's Ende der Welt, sie Aug' in Aug' zu fragen, was sie aus seinen Armen getrieben, und da gerade las er, daß Alles überflüssig geworden, jede Frage, an der er ein Interesse haben konnte, endgültig entschieden sei.

Wohlan — es war auch so gut!

Die verständige, lebenspraktische Besonnenheit hatte sich für den zweckentsprechendsten Geschäftsabschluß entschieden, das war diese Ehe zwischen gleichgestellten Interessenten — ein konvenabler Vernunftact — so hieß man's doch? Was ihm zu Theil geworden — ein Luftgebilde — der Traum einer Nacht — eine Laune und nichts mehr!

Was nahm er sich das Ding zu Herzen? — Thorheit, die den Lufthauch zu Palästen formen und darin wohnen will! Der Erwachende reibt sich die Augen und vergißt den Traum und Schmerz und Lust, die ihm der Laune Augenblick bereitet. Die Zeit verweht Alles — Wesen und Schatten — und die Jahre hatten wohl auch Inderau's Erinnerungen zu verwischen gesucht, mancherlei war gekommen — der Segen der Arbeit und die Zerstreuung der Gesellschaft; der Krieg mit dem Siegesjubel aus dem Süden und dem Schmerzensecho aus dem Norden; die Wunde, die ihn

Wochen um Wochen an's Siechenbett fesselte und deren Nachwehen das berühmte Bad vollends heilen sollten — mancherlei war verrauscht und das Bild begann allmälig zu verbleichen, der ernstgewordene Charakter sich harmonischer zu stimmen — da nun mußte Alles wieder aufgerüttelt werden aus dem Schlummer, die ganze Vergangenheit vor ihn hintreten, grell und lebendig, daß die Wunde aufzuckte unter der Berührung und von Neuem zu bluten anfing! — Welch' unselige Begegnung!

Drittes Kapitel.

Es ist ein merkwürdiges Treiben, das Abends vor dem Konversationshause, sein buntes, Auge und Phantasie bestrickendes Farbenspiel entfaltet, einem Riesenkaleidoskop ähnlich, in welchem Eitelkeit und Genußsucht, Neugierde und Langeweile und noch manch trübleidenschaftliches Motiv die glänzenden Edelsteine und die weit in der Ueberzahl vorhandenen bunten Glasstücke durcheinanderschütteln, daß aus dem vielfältigen, im Grunde gleichbleibenden Chaos sich immer wieder neue Bilder zusammenzusetzen und herauszuspringen scheinen.

Zwischen den strahlenden Gasgirandolen wogt die Menge die Bazarstraße auf und nieder, dem Säulenportikus des Kursaales entlang bis in die dunkeln verschlungenen Parkwege hinein, wo paarweise Schatten

huschen. Reichgeputzte schöne Frauen, zierliche, puppenhaft kostümirte Kinder vor sich oder an ihrer Seite, sitzen wie eine dichte Blumenhecke längs des breiten Kiesweges; zwischen ihnen drängt sich, tändelt, schäkert, lacht im buntesten Gewühl der Strom müssiger Spaziergänger. Ebenso reichgeputzte, ebenso schöne Frauen, ebenso reizende Kinder in verschiedenster Maskentracht, ruhig dahinschreitende Badegäste, Lebemänner aus allen Theilen der Welt und mit allen Leidenschaften dieser Welt in den zerütteten Zügen, harmlos heitere, lebenslustige Gestalten, die, Amt und Sorgen daheim lassend, hier einige Wochen eines erhöhten Daseins wie den verprickelnden Schaum vom Champagnerkelche schlürfen, der für Monate, für Jahre vielleicht den einzigen vom Schicksal gebotenen Labetrunk enthält. Hin und wieder wohl auch ein Kranker, ein Krüppel im Rollwagen oder auf Krücken, damit die leise Dissonanz nicht fehle in diesem Wirbel von Glücksjägern und Sirenen, von lachenden, scherzenden, plaudernden, musternden und medisirenden, einladenden und abstoßenden, vergnügten und blasirten, gedankenlosen und tiefsinnigen Menschen, die alle nur das Eine gemeinsam haben, daß sie von außen her von allen Uebrigen erwarten, was ihnen, im Augenblicke wenigstens, das eigene Ich nicht gewähren will, und doch nur das in allen Ue-

brigen finden, was schon in ihnen liegt und mit ihnen kommt.

Ueber dem wie Wellenrauschen gegen die Ufer brandenden Gemurmel, das all' die mannigfachen Töne in sich aufnimmt und vermischt, ziehen die Klänge der Musik melodisch hin, und geben dem glänzenden Bilde die Poesie, ohne die es alsbald einem alltäglichen Promenaden- oder Marktgedränge gleichen würde, an dessen buntem Wechsel das Auge sich wohl erfreuen, nicht aber die Phantasie berauschen mag, um sich der Wirklichkeit in süße Träuue zu entrücken.

Süß selbst, wenn diese Träume tiefe Sehnsucht erwecken, wenn selbst ein Seufzer die Brust schwellt, und tiefe Falten der Schwermuth die Stirne durchfurchen, wie es bei Inderau der Fall ist, der ein wenig abseits mit seinen Angehörigen Platz gefunden.

Am Abend nach der Begegnung auf dem alten Schlosse war er zu Hause geblieben. Er hatte keine Unwahrheit gesagt, da er ein leises Kopfweh zu seiner Entschuldigung angab, wogen doch die plötzlich aufgescheuchten Erinnerungen, die angeregten Gedanken schwer genug, um ihm die Stirne zu belasten! Was sollte er eigentlich thun? Dem Verstande wollte er den Schiedsspruch über die widerstreitenden Gefühle anvertrauen, doch der Verstand

schwankte selbst und hatte für jede Richtung seine wirklichen und Scheingründe.

Abreisen, zweifellos abreisen, es war das Klügste, sich keinem Zusammentreffen mehr aussetzen und keiner Aufregung; wozu sollte das nochmalige Durchlaufen der ganzen Stufenleiter von Entzücken zu Schmerz und Haß! Und doch, warum Abreise und warum errathen lassen, was man empfunden hatte und noch empfand, warum sich am Ende gar herzlosem Spotte preisgeben? Und dann, hieß es denn nicht thöricht, die begonnene Kur unterbrechen und gleichzeitig das lange Jahre nicht mehr empfundene angenehme Behagen des stillen Familienlebens für einen Schatten opfern, der nur den Flüchtenden schreckt, und zerfließt, sobald ihn das Licht eines muthigen Auges trifft?

Und seltsam, je deutlicher sich Inderau bewies, daß er bleiben müsse, desto fester wurde er in dem Entschluße, fortzugehen, und vierunzwanzig Stunden nach jenem Wiedersehen hatte er in der That, ganz in der Stille schon den größten Theil seiner Effekten gepackt und nur den Vorwand noch nicht gefunden, der seinen Verwandten diese unvorhergesehene Abänderung in allen festgesetzten Plänen erklären sollte. Es widerstand ihm, eine Unwahrheit zu sagen, und doch war die Mittheilung der wirklichen Ursache eine Unmöglichkeit. So

hatte er sich denn halb und halb für eine heimliche Räumung des Schlachtfeldes entschieden, auf die Gefahr hin, daß sie als schimpfliche Flucht, als unerklärliche Hagestolzengrille, als eine jener plötzlichen, von ihm selbst so hart angefochtenen Launen erscheine und seinen Charakter für alle Zukunft in ein schiefes Licht setze.

Der nächste Morgen sollte ihn schon fern von Baden-Baden sehen, so wollte er doch noch den letzten Abend mit Schwager und Schwester verleben und mit der vom Norden herbeigeschneiten Cousine, an deren erfrischenden Umgang er sich rasch gewöhnt hatte. Daß die beiden Damen und in gutmüthiger Willenlosigkeit auch der Professor dem Konversationshause zuwandelten, fand Inderau nicht seinen Wünschen entsprechend, doch ließ sich da nichts ändern. In dem lichtstrahlenden Kiosk spielte eine Militärkapelle, die aus Karlsruhe herübergekommen war, und es ist merkwürdig, welch' unwiderstehliche Anziehungskraft der dröhnende Erzton kriegerischer Blasinstrumente für ein lyrisches Frauengemüth hat. Der Major fügte sich; es war ja nicht ausgemachte Sache, daß eine erneute Begegnung stattfinden müsse, und wenn auch — sie würde sich ja überstehen lassen, wohl besser noch als die erste, die wenigstens die Ueberraschung vorweggenommen.

„Diese reizende Attakequadrille sollte in der That wiederholt werden! . . .“ äußerte Fräulein Amalie, die in ihrer leichten, graziösen Toilette einer halbgeöffneten Rosenknospe glich, indem sie in den stürmischen Applaus einstimmte, der sich nach Beendigung des Musikstückes soeben erhob.

„Sagt' ich's nicht? . . .“ scherzte Sinzenbach, einen tiefen Schluck aus seinem Bierglase holend . . . „Sogar die Musik hat's besser, wenn sie nach zweierlei Tuch klingt. Es ist erstaunlich, was ein empfindsames Herz in Stürmen, Schießen, Attakiren und Einhauen zu leisten und zu vertragen im Stande ist. Und da singen die Dichter noch von den Greueln des Kriegs! Wahre Wonne für ein gefühlvolles Frauenzimmer!“

„Spotte Du nur! . . .“ fiel ihm da seine Frau in's Wort, die durch ein Löffelchen Früchteneis, das ihr auf's Kleid gefallen und vielleicht nicht ohne Gefahr für die Farbe in aller Eile weggewaschen worden, ohnedem ein wenig in gereizte Stimmung gebracht war . . . „Es wäre traurig, wenn wir Frauen uns nicht für des Kriegers Beruf begeistern könnten. Das Schreckliche verschwindet vor dem Erhabenen, und soll der Mann, der sein Leben für's Vaterland zu opfern bereit ist, ausgeschlossen sein von den Freuden des Glücks? Gerade der Militär bedarf einer treuen Ge-

fährtin, die nicht vor der Ungewißheit des Looses zurückschreckt. Ich bin überzeugt . . ." dieß Letzte sagte sie mit einem kaum zu mißverstehenden Nachdruck . . . „ich bin überzeugt, daß Amalie eine vortreffliche Soldatenfrau würde."

„Ach Bertha, wie Du nur sprichst! . . ." beeilte sich die Genannte einer weitern Auseinandersetzung zuvorzukommen . . . „Ich habe nie begreifen können, wie Gretchen Alsberg den Premierlieutenant von Renkerding heirathen mochte. Nun hat der letzte Krieg sie auch zur Wittwe gemacht."

„Ein Lieutenant und ein Major ist auch zweierlei . . ." brummte der Professor, der sich einmal nicht den Mund schließen ließ.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Fräulein . . ." stimmte Assessor Lachmann Amalien bei.

Er war ein kleiner, aber sehr lebhafter junger Mann, dessen feinausgewichstes blondes Bärtchen sich militärisch anließ. Der Assessor war Landwehroffizier und als solcher zauderte er nicht, alle Vortheile des Kriegerstandes für sich in Anspruch zu nehmen, wogegen ihn wieder Amt und Brille aller dem soliden Bürgerthume zufallenden Vorzüge theilhaftig machte. Was man so nennt, ein liebenswürdiger Gesellschafter, das heißt zuvorkommender Manieren, heiterer Stimmung

witzigen, wenn auch nicht sonderlich gründlichen Geistes, war es ihm nicht schwer geworden, beim ersten Balle im Kursaale ein festes Plätzchen an Amaliens Seite zu erobern, das ihm selbst Frau Bertha gönnte da er ihrem Bruder gegenüber ihr keine Besorgnisse erregte.

Und Amalie nahm seine Huldigungen nicht unfreundlich hin, es hatte den Anschein, als gewähre sie ihm ernstlich einen Vorzug; das kluge Frauenauge der Professorin hielt ihn aber für das Spielzeug, zu dem das schüchterne Mädchen flüchtete, so oft es sich einer Verlegenheit entziehen wollte. Wenn Sinzenbach fragte, zuckte seine Frau nur überlegen lächelnd die Achseln.

„Sie ist viel zu unbefangen mit ihm . . .“ meinte sie, und wahrscheinlich hatte sie Recht.

„Und für eine Frau . . .“ fuhr der Assessor fort . . . „die doch vor Allem Sinn für Häuslichkeit hat und das heilige Feuer auf dem Altar —.“ Amalie jedoch schnitt die poetische Floskel kurzweg ab.

„Ach, sehen Sie einmal, Herr Assessor, wie barock der Kleine heute wieder gekleidet ist in lila Sammt…“ sagte sie.

„Neuczechische Nationaltracht . . .“ erwiderte der Assessor mit ironischem Achselzucken . . . „Sie nehmen aber ungewöhnliches Interesse an dem Knaben, mein

Fräulein; sind Sie etwa willens, den Schützling des Herrn Majors auch zu dem Ihrigen zu machen, dann will ich mir Mühe geben, ebenfalls Gelegenheit zu irgend einer Rettung zu erhalten!“

Er sprach noch weiter, was aber Frau Bertha nicht abhielt, ihrerseits das Wort zu nehmen.

„Da ist ja auch die Mama . . .“ sagte sie. Vielleicht holt sie den versäumten Dank heute nach, zuviel wäre es nicht. Doch da tritt sie in den Kursaal.“

„Wer? Gräfin Konski? . . .“ fragte Inderau, dem die Anrede galt, aus seinem zerstreuten Nachdenken erwachend und sichtlich unangenehm berührt.

„Isonsky . . .“ korrigirte Frau Bertha.

„Nicht doch, Frau Professor! . . .“ fiel der Assessor ein . . . „Gräfin Konski, der Herr Major hat ganz Recht. Ich habe mich näher erkundigt.“

„So? . . .“ sprach Frau Bertha ungewöhnlich lang gedehnt, indem sie ihrem Bruder einen seltsam forschenden Blick zuwendete. „Woher weißt Du denn ihren Namen? Kennst Du sie genauer?“

Inderau nahm sich zusammen, er fühlte, daß er einen Fehler begangen habe und suchte ihn zu verbessern.

„Man kann eine zufällige — flüchtige Begegnung keine Bekanntschaft nennen . . .“ antwortete er und er sagte im Grunde keine Unwahrheit. Jawohl war

jene Begegnung eine flüchtige gewesen — ach, allzu flüchtig! Er hatte es heute noch nicht verwunden.

„Das konntest Du Dir wohl selber sagen . . .“ kam ihm der Professor gegen der Schwester Verdacht zu Hülfe... „wenn zwei Menschen sich kennen, pflegen sie nicht ohne Gruß aneinander vorüber zu gehen.“

„Es kommt aber doch zuweilen vor . . .“ meinte Frau Bertha kurz und erhob sich, um sich von dem Strom der Auf- und Abwandelnden aufnehmen und tragen zu lassen. Sie war viel zu sehr gewöhnt, immer und überall voranzugehen, um es für nöthig zu halten, sich erst der Zustimmung der Nachfolgenden zu versichern.

Der Professor und Inderau mit ihm blieben ein wenig zurück, die kleine Zeche zu berichtigen, dann suchten sie die Damen, die unter dem Schutze und Steuer des Assessors von der Strömung schon weit hinweggeführt worden waren, zu erreichen. Ehe ihnen dies noch gelungen war, sah Inderau sich plötzlich angehalten.

„Nicht möglich! Inderau! Major Inderau, wenn ich nicht irre? Das nenne ich einen angenehmen Zufall! O, ich habe schon gehört — Avancement, Auszeichnungen, mit Ruhm genannt, habe mich sehr gefreut, sehr gefreut! Hier in Baden-Baden, sieh, sieh! Also vielleicht nicht mehr so rigorös wie damals! Der

verdammte Fehrenfeld hatte mich ganz ausgesackt. Ist auch gefallen bei Königsgrätz oder da wo! Armer Bursche! Aber sie erlauben wohl, Monsieur le chef de bataillon Inderau, vieille connaissance — Monsieur le marquis de Laganse, allié nouveau mais intime. Wir trafen uns auf der Weltausstellung und unser Weg führte uns gemeinsam nach Wiesbaden und dann hierher. Sie werden doch bei den Rennen bleiben?"

Inderau hatte sofort den Graf Konski erkannt, wenn er auch einigermaßen überrascht war, daß sich derselbe auch seiner und der jedenfalls höchst oberflächlichen Berührung erinnerte, in die sie vor so viel Jahren und das nur ein einziges Mal gekommen. Hatte die Gräfin seiner Anwesenheit und der gestrigen Begegnung Erwähnung gethan? — Doch nein, wozu hätte der Mann, der ihn einen alten Bekannten nannte und auch als solchen behandelte, dann die Ueberraschung geheuchelt und nicht lieber seinen Dank für den seinem Kinde gewährten Schutz ausgesprochen! Im Gegentheile, die Gräfin mußte geschwiegen haben.

Der Graf hatte sich nicht viel verändert, alles Charakteristische an ihm erschien nur etwas gesteigert. Die rohen leidenschaftlichen Züge der hohen Gestalt disharmonirten mehr als je mit der äußerst elegan-

ten Kleidung und der fast kleinlichen Sorgfalt, welche auf die Toilette verwendet war. Sein neuerlicher, aber, wie er sagte, um so enger liirter Intimus war eine nicht weniger glatt gebürstete, gekämmte, geglättete und gesteifte Erscheinung aus dem Modejournale, doch bot sie keine frappanten Kontraste. Zu den weichen braunen Sammt des kurzen Röckchens paßte der weiche bräunliche Sammt des klugen Gesichtes vortrefflich, und der kräftige militärisch gehaltene Henriquatre gehörte gewissermaßen zu der vornehm ernsten Miene und Haltung, die das wunderbare Ergebniß auf die Spitze getriebener Delikatesse und Exclusivität schien.

Und trotz alledem erweckte der Mann Inderau ein entschiedenes Mißbehagen, das nur für den Moment in der allgemeinen Verstimmung, die das Zusammentreffen mit Sittah's Gatten keineswegs herabzumindern geeignet war, sich nicht so erheblich fühlbar machte.

In dieser Verstimmung und nicht gewillt, die peinliche Situation zn verlängern, verabsäumte Inderau absichtlich, die Vorstellung des Marquis mit der seines Schwagers zu erwidern. Der Professor erleichterte ihm dies noch, indem er nach kurzer Prüfung der beiden Fremden diesen, ein paar Schritte zur Seite tretend, den Rücken kehrte. Der Graf nahm davon nicht

die geringste Notiz, faßte Inderau ganz als alter Bekannter unter den Arm und setzte sein Geplauder ohne eine Antwort abzuwarten, fort.

Die vergangenen Zeiten, die Kameraden, die Exposition in Paris, besonders aber das Spiel und die bevorstehenden Pferderennen lieferten einen, wie es schien, unerschöpflichen Stoff. Dazwischen drückte der Graf sein Lorgnon fester, eine der vorüberwandelnden Damen genauer in's Auge zu fassen, wobei für den Marquis immer wieder eine lascive Bemerkung mit unterlief, und wenn Inderau sich nicht mit Gewalt losmachen wollte, mußte er sich's gefallen lassen, daß er weiter gezogen wurde. Sinzenbach, nach dem er jetzt ausschaute, um sich auf ihn und seine Gesellschaft zu berufen, die er nicht verlassen könne, bot ihm keine Hülfe, er hatte sich zwischen den Promenirenden verloren.

„Ah bah! Eine Viertelstunde werden Sie uns doch gönnen, lieber Freund . . .“ protestirte der Graf, dem Marquis zuliebe, sich der französischen Sprache bedienend . . . „Lassen Sie sich vermissen, das ist die beste Strategie bei Damen. Sie lechzen nur nach dem, was sich ihnen entzieht, ist's nicht so, mein theurer Marquis? Uebrigens würde mir meine Frau nie verzeihen, wenn ich ihr von einem meiner alten Bekann-

ten erzählte, den ich ihr zuzuführen verabsäumte. Sie kennen sie noch nicht? Thut nichts. Sie waren doch gewissermaßen Zeuge meines glücklichen Brautstandes oder eigentlich noch nicht so recht Brautstandes. Die Sache entwickelte sich erst später, aber es ließ sich dies doch schon voraussehen. Und Sie waren so halb und halb in das Geheimniß mit eingeweiht. Guter Gott, was spricht man nicht Alles, wenn man ein lukullisches Diner hinter sich und eine Bowle in Eis vor sich hat! Tollheiten, Tollheiten! Aber Sie wissen, wie ich damals das glücklichste Einvernehmen in unserer Ehe voraussagte. Ja, ja, ich wußte, was ich that. Wir könnten nicht glücklicher miteinander leben. Das reine Paradies auf Erden! Wenn Sie zurückkehren nach Wien und wieder einen von den Alten sehen — Fehrenfeld hat freilich abgeblasen — dann müssen Sie ihnen doch erzählen können, wie es dem tollen Konski geht im soliden Ehestande. Kommen Sie — kommen Sie — meine Frau wird sich freuen!"

Inderau war auf's Peinlichste berührt. War es Spott, war es Sarkasmus, was dem Grafen die Zunge löste, während er ihn mit dieser übertriebenen Kordialität Arm in Arm von dannen zog? Warum diese ganz unvermittelten Versicherungen eines Glückes, an dem er ja keinen Zweifel geäußert? Doch nein,

es war nicht anzunehmen, daß der Graf um ein Geheimniß wußte und so lange Jahre schwieg, um es jetzt auf einmal ohne jedweden Anlaß aufzudecken, oder zum Ausgangspunkte einer hinterlistigen Rache zu wählen. Hätte er dann nicht wahrscheinlicherweise statt von einer Vorstellung, von der Erneuerung einer Bekanntschaft gesprochen? Zudem zählte er nicht zu jener Gattung kalter, zurückhaltender Männer, die Alles mit Berechnung thun. Zornmüthig mochte er sein, roh und leidenschaftlich, aber kaum heimtückisch; was er sprach, war nicht so genau zu nehmen; Leute wie er, schwatzhaft, bildungslos, großthuerisch und anschlußbedürftig, scheinen immer ihr Herz auf der Zunge zu tragen, oder, da sie eigentlich selten eines besitzen, besser gesagt — ihre Herzlosigkeit. Unding auch, zu glauben, die Gräfin habe ihre Laune — gesetzt, sie sei ihr selbst noch in Erinnerung geblieben — ihrem Gatten gebeichtet. Gewiß, die Gestalten des Traumes waren mit dem Traum selbst verweht, kein Hauch hatte den Namen genannt, der vergessen werden mußte, vergessen war.

So lag ja auch kaum etwas daran, als völlig Fremder einer Fremden gegenüber zu treten. Ohne grobe Unhöflichkeit konnte Inderau sich nicht weigern, dem Grafen zu seiner Frau zu folgen. War er einerseits ungehal-

auf sich selbst, daß er noch nicht abgereist, ja sogar in den Bereich der Gefahr einer Wiederbegegnung zurückgekehrt sei, so empfand er doch andererseits einen trotz aller ernsten Reflexion unbezwinglichen geheimen Reiz, dem Weibe noch einmal in's Auge zu schauen, das im Vorüberflattern Frohsinn und Vertrauen — den Blumenthau der Jugend von seiner Seele gestreift. Er wollte sehen, ob sich dies Auge denn auch heute nicht niederschlage. Gelang's dem ihren — das seine hatte es nicht noth!

Die Gräfin saß bei seinem Eintritt in dem glänzend erleuchteten Saal an einem der geöffneten Fenster. Er beobachtete scharf. Sein Nahen überraschte sie so mächtig, daß sie zurückgelehnt wie festgebannt in ihrem Fauteuil blieb. Dann aber sprach sie hastig ein paar Worte zu der Französin, die an ihrer Seite saß und den Knaben, welcher auf dem glatten Parkette seinen Ball haschte, herbeizurufen willens schien. Es waren wenig andere Personen in der Nähe, wer in den Saal trat, benützte ihn nur als Durchgang zu den Spielzimmern, so hatte die Gräfin den Eintretenden an der Seite ihres Gatten sofort erkennen, ihre Schlüsse ziehen und sich fassen können.

Sie neigte kühl und mit einer unnahbaren Miene der Hoheit ihr Haupt, als der Graf ihr des Majors

Namen nannte, kaum daß sie eine jener inhaltslosen Fragen, die bei solchen Gelegenheiten üblich sind, fallen ließ, wobei ihr Blick ziemlich deutlich die Gleichgültigkeit verrieth, mit der die Antwort hingenommen wurde. Auch sie erwähnte mit keiner Sylbe des gestrigen Vorfalls. Graf Konski mit seinem unerschöpflichen Geplauder benahm ihr aber auch jede Gelegenheit dazu, selbst wenn sie eine eingehendere Konversation beabsichtigt hätte.

„Aber, lieber Major, Sie stehen ja fortwährend auf dem Sprunge. Nichts da, Sie müssen sich setzen...“ schloß er ein längeres Kauderwelsch über alle möglichen und unmöglichen Dinge, indem er Inderau mit Gewalt auf den leeren Fauteuil nöthigte, der dem der Gräfin in der Fensternische gegenüberstand ... „Sie müssen sich schon bequemen, meiner Frau ein wenig Gesellschaft zu leisten, indeß wir uns in den Spielsälen umsehen. Die Frau Marquise ist heute leider unwohl und Sittah demnach ganz allein. Weißt Du, Kind, daß es mir schon wiederholt in den Sinn gekommen ist, der guten Drossel zu schreiben? Im Grunde sollte ich als Othello eine so junge und reizende Frau, wie ich zu besitzen mir schmeicheln darf...“ setzte er mit einer galanten Verbeugung und einem Anlauf zum Scherze, der nur ihm allein ein Lächeln

abgewann, hinzu . . . „niemals ohne Tugendwächter lassen. Meinen Sie nicht auch, Major, daß es gefährlich sei? Nun, für heute müssen Sie Sauvegarde sein, ich vertraue meine Frau Ihrem militärischen Schutze an. Allons monsieur le marquis, voyons ce que font aujourd'hui les couleurs!"

Wie er den bereitwilligen Begleiter unter dem Arme faßte und mit ihm über das krachende Parket hintänzelte, sah man, wie eilig er es hatte, zu den ovalen Gruppen zu gelangen, die sich in den Nebensälen lautlos wie zu einem geheimnißvoll feierlichen Akt um die Opferaltäre drängten, den leisen gleichförmigen Orakelsprüchen der Oberpriester zu lauschen.

Es waren seltsame Worte gewesen, mit denen der Graf wie mit feinen Lanzettenstichen die empfindlichsten Punkte berührt, daß Inderau sich erst durch einen mißtrauisch festen Blick in das Auge des Plauderndem von dessen thatsächlicher Unbefangenheit überzeugte. Die Gräfin war sehr bleich geworden und preßte die Unterlippe scharf zwischen ihren Zähnen. Sie sprach aber kein Wort und hielt das Auge halb durch ihre dichten dunklen Wimpern verschleiert.

Unschlüssig schwankte Inderau einen Moment, ob er sofort gehen, oder in seiner Rolle verharrend, noch einige Sekunden bleiben solle. Er entschied sich für

das Letztere. Sein Stolz duldete nicht, daß er irgend eine Gemüthsbewegung verrathe. Mit der frostigen Höflichkeit des völlig Fremden machte er eine Bemerkung über das Badeleben, die er, nachdem ihm keine Antwort zu Theil ward, mit der Gelassenheit, welche ihm von der übernommenen Pflicht auferlegt erschien, weiter ausführte, um so die Pause bis zu dem Zeitpunkte auszufüllen, wo er sich füglich empfehlen konnte.

Die Französin hatte den eben vorüberspringenden Knaben festgehalten.

„Venez ici, Alfred! Donnez la main à ce monsieur. Vite! . . .“ befahl sie ihm und redete ihm noch leise zu, bis der kleine Bursche seine Schüchternheit überwand und seinem Retter, zu dem er lächelnd aufblickte, sein Fäustchen reichte.

Inderau hatte keine angenehme Regung dabei empfunden. — Ihr Kind? Der Gedanke war ihm fast noch schmerzhafter als der Gedanke „Ihr Mann“, der ihn beim Anblick des Grafen mit scharfer Kralle gefaßt. Wie er nun aber in das unschuldige hübsche Kindergesicht, in die gutmüthigen großen Augen schaute, in denen jetzt nichts von dem Trotz und Eigensinn zu erkennen war, die den hellen Blick gestern in der Ruine verdunkelten, da fühlte er ein warmes Wohl-

wollen an die Stelle des Widerwillens treten, er strich dem Knaben langsam das Haar zurück, beugte sich dann zu ihm herab, und der Kuß, der diese klare, vom Leben noch unberührte Stirne streifte, war im Grunde ein Seufzer um ein vom Schicksal vorenthaltenes Glück.

Als hätte die Mutter ein Gefühl der Eifersucht erfaßt, zog sie das Kind von dem fremden Manne weg, und es lag so viel leidenschaftliche Heftigkeit in der Geberde, mit welcher sie den Kleinen bei Seite schob, daß er zuerst eine weinerliche Miene schnitt und dann, so sehr er sich auch zu beherrschen suchte, in Thränen ausbrach, als Mama ihm kurz und barsch weiter zu spielen befahl.

Vom Spiel war vorläufig keine Rede. Die Gouvernante, welche ganz erstaunt zu ihrer Herrin aufgesehen, nahm das Bürschlein an die Hand und versuchte es zu trösten, während sie sich langsam entfernte.

Sie befand sich noch nicht ganz außer Gehörweite, als die Gräfin auf ihre Unkenntniß der deutschen Sprache bauend, sich an Inderau wandte.

„Was hat Sie veranlaßt, den Grafen aufzufordern, daß er sie mir zuführe? . . .“ fragte sie, und so sehr sie ihre Worte dämpfte, klangen dieselben so

scharf wie geschleuderte Dolche. Ihre Augen waren dabei fest und durchbohrend auf ihren Feind gerichtet — denn nur auf einen Feind kann man so viel Haß werfen, als ihr ganzes Verhalten aussprach.

Inderau, den schon die Szene mit dem Knaben verletzt hatte, faltete in Unmuth seine Stirne. Was sollte diese Frage? Warum that sie die Gräfin? Er war es nicht, der an die dichte Staubdecke rührte, die auf der Vergangenheit lag, weshalb unterließ sie es nicht ebenfalls? Konnte sie sich nicht mit guter Miene in die einmal geschaffene Situation finden, fühlte sie denn nicht, daß er sich so viel als möglich beeilen werde, dieselben zu beenden?

„Die Aufforderung ist nicht von mir ausgegangen . . ." sagte er zu Boden blickend mit einem leisen Ton der Entschuldigung, indem er sich zugleich erhob . . . „Sie kam mir völlig unerwartet, deß kann ich Sie versichern, Frau Gräfin, sonst — wäre ich derselben ausgewichen."

Er erhob erst jetzt, im Begriffe sich zu verbeugen, den Blick und sah, wie Sittah's Antlitz in tiefstem Purpur erglühte. Ihre Augen sprühten dabei und doch waren sie feucht, wie von aufsteigenden Thränen. Weinte diese Frau jemals, so geschah es sicherlich nur im Zorne. Sie schloß und öffnete ihren fächerartigen

Sonnenschirm mit krampfhaften Bewegungen und bemerkte nicht, daß er dabei in Brüche ging.

„So werden Sie dies wenigstens für die Zukunft thun. Reisen Sie ab! . . .“ sagte sie.

„Ich werde Ihrem Wunsche jedenfalls zu entsprechen wissen, um so mehr, da er dem meinen begegnet. Die Art und Weise dürfte mir wohl überlassen bleiben.“

Inderau verbeugte sich kalt und wollte gehen. Sie hielt ihn mit einer Bewegung des Sonnenschirms zurück.

„Nein! . . .“ herrschte sie ihm in einem Tone zu, der ihm trotz der Dämpfung nicht weniger heftig erschien . . . „Hören Sie! Ich verlange von Ihnen, daß Sie abreisen. Sie müssen es!“

Inderau überhörte das ängstliche Flehen, das allerdings neben der ungestümen Forderung nur leise mitklang. Er richtete sich stolz auf. Was er freiwillig zu thun bereit war, befehlen ließ er sich's nicht. Welches Recht hatte sie denn, ein solches Begehren an ihn zu richten? Mit eisiger Haltung erwiderte er:

„Sie irren. Ich muß nicht!“

„Ein Ehrenmann . . .“ wallte die Gräfin auf, doch Inderau fiel ihr sogleich in's Wort.

„Lassen wir meine Ehre, gnädige Frau, ich wüßte sie hier nicht im Spiele. Sie könnte mich auch unmöglich zwingen, die Orte zu meiden, wo Sie sich aufhalten und so wie ein lichtscheuer Verbrecher vor Ihnen her zu fliehen; ich bin mir keines Grundes dafür bewußt. Von Ihrer Anwesenheit . . .“ fuhr er nach ganz kurzer Pause immer noch kalt, aber weniger scharf fort . . . „war keine Rede, als ich hierher kam, Heilung zu suchen und wahrlich nicht diese Begegnung. Ist Ihnen mein Anblick unangenehm, so mögen Sie ihn nach Belieben meiden, aufdrängen werde ich ihn gewiß nicht. Im Uebrigen gedenke ich ruhig hier zu bleiben, bis meine Kur beendigt ist.“

Die Gräfin zuckte die Achseln und wandte ihren Blick hinaus nach der lustwandelnden Menge. Das hieß wohl: „Thun Sie, was Sie wollen!“ Inderau wäre auch ohne dies Zeichen ungnädiger Entlassung gegangen. Sein letztes Wort hatte er gesprochen, jede weitere Erörterung blieb besser abgeschnitten.

Aber auch der Empfang, der ihm von seiner Schwester wurde, war kein gnädiger. Inderau konnte sich nach dem Ort seines Zusammentreffens mit den Damen berechnen, daß sie gerade während seines Zwiegespräches mit der Gräfin auf gleicher Höhe mit dem Fenster, an dem es stattgehabt, gewesen sein mußten.

Amalie that, als bemerke sie ihn gar nicht und unterhielt sich überaus eifrig mit dem Assessor. Sinzenbach verrieth durch seine nicht gerade mißbilligende, aber nachdenklich gedrückte Miene dem Schwager, worüber in dessen Abwesenheit die Rede gegangen, und wenn noch ein Zweifel blieb, so verscheuchte diesen Frau Bertha durch ihre sehr rasch und wie gleichgültig hingeworfenen Worte, die aber gerade darum unzweifelhaft höhnisch klangen.

„Du hältst es recht seltsam mit Deinen Bekanntschaften . . .“ sagte sie . . . „Zuerst grüßt Du nicht und doch weißt Du den Namen, dann kennst Du sie nur den Namen nach und gleich darauf nimmt Dich der Graf als alten Freund unter den Arm, und die Gräfin, an der Du gestern vorübergegangen, unterhält sich heute recht lebhaft mit Dir. Sie hat Dir wohl ihren Dank ausgesprochen — wie? Lieber Berndt, ich wollte Dir nur sagen, es ist überflüssig, Deine Connaissancen zu verleugnen, wir verlangen nicht, uns in so vornehme Kreise einzudrängen und Du brauchst nicht zu besorgen, daß wir Dich mit unserer Aufdringlichkeit in Verlegenheit bringen.“

Inderau schwieg. Und daß er sich gegen den ausgesprochenen Verdacht nicht wehrte, machte die Sache nur schlimmer. Frau Bertha gab dem in ihr

aufgestiegenen Verdacht mehr und mehr Raum und hielt sich ebenfalls mit ungewöhnlicher Wortkargheit zurück. Am meisten litt dabei der Professor, der sich in diesem kühlen Luftstrome höchst unbehaglich fühlte und dem eine innere Ahnung sagte, daß sich die drohenden Wetterstreiche theilweise wenigstens in Ermangelung eines andern Ableiters auf ihn entladen würden.

Viertes Kapitel.

Sinzenbach oder vielmehr seine Frau, die alle derartigen Geschäfte in ihre energische kleine Hand zu nehmen pflegte, hatte eines jener reizenden niedlichen Landhäuser gemiethet, welche an das rechte Ufer des Oosbachs gereiht, hinter anmuthigen Gärtchen nach der lichtenthaler Allee hinüberblicken und mit dieser durch zierliche Brücken verbunden, am Hauptstrome des Verkehrs der eleganten Welt und doch wieder dem unruhigen Treiben friedlich entrückt liegen, so daß sich kaum ein gefälligeres Plätzchen für das beobachtende Stillleben einer dem glänzenden Kunterbunt des Badelebens mehr fernbleibenden Familie denken läßt.

Des reichen Kaufherrn und bremer Senators hübsches Töchterlein hatte im oberen Stockwerke neben dem Kinderzimmer ein trauliches Stübchen inne, während Frau Bertha ihren Bruder in zwei kleine Zim-

mer gewiesen, die, im Erdgeschoße unmittelbar an der Hausthüre gelegen, ihm vollkommene Unabhängigkeit und jene Freiheit des Kommens und Gehens ließen, die ein an das Alleinleben gewohnter Mensch nur schwer entbehrt. Er war da ganz ungestört, denn das alte Ehepaar, das sich von dem Vermiethen des Häuschens ernährte und die beiden den seinen entsprechenden, an der andern Seite des Ganges gelegenen Zimmerchen bewohnte, hielt sich still abgeschlossen, als ob es nur geduldet wäre.

Im oberen Stockwerke befand sich wohl noch ein größerer Wohnraum, der aber nur bei üblem Wetter benützt wurde. Für gewöhnlich fand sich die Familie in dem zwar winzigen, aber hübsch gehaltenen Gärtchen zusammen, wo eine schattige Laube unmittelbar an dem Ufer des Baches zugleich Schutz vor Sonnenstrahlen und neugierigen Blicken bot, denen sie doch nicht wehrte, nach der Allee hinüberzustreifen und Alles, was da in müßiggängerischer Geschäftigkeit vorüber ging, ritt und fuhr, auf's Genaueste zu mustern.

Die Damen mit den beiden Kindern hielten sich fast den ganzen Morgen und die kühleren Stunden des Nachmittags über in diesem bequemen Lugaus auf, wo die leichte, keine große Aufmerksamkeit heischende Handarbeit durch die Kritik der auffallendsten

Erscheinungen des Wandelpanoramas drüben gar wundersam gefördert wurde, auch ward den heranwachsenden Töchterchen so Gelegenheit gegeben, neben der lobenswerthen Weiterentwicklung ihres Strickstrumpfs zugleich ihr Urtheil über wichtige Toilettefragen und die Sonderverhältnisse der lieben Nebenmenschen zu üben, was sicherlich die nutzbarste Anwendung der durch den Badeaufenthalt nothwendig eingetretenen Schulferien war.

Der Professor pflegte hier seine Cigarre zu rauchen, die gewöhnlich einigemale erneuert wurde, ehe das Feuer erlosch, und seine Anwesenheit hatte für die Kleinen fast immer den Vortheil, daß Sie ihren Strumpf bei Seite legen und ein wenig nach Herzenslust im Gärtchen herumtollen durften. Des Herrn Assessors Lachmann immer häufiger werdende Besuche wurden in der Laube empfangen und selbst Inderau fand sich öfter hier ein, wiewohl sein Verhältniß zu den übrigen Familiengliedern in letzter Zeit etwas gespannt geblieben war, so freundlich er sich auch gegen alle verhielt.

Fast eine Woche war seit jenem Abende verstrichen, der Frau Bertha Anlaß zu so hoher Unzufriedenheit gegeben und ihres Bruders Verhalten hatte dieselbe allerdings ein wenig gemildert. Er war ihr nicht

mehr „abhanden gekommen“, wie sie es nannte, hatte sich keinem andern Gesellschaftskreise seitdem mehr angeschlossen, hielt sich zur Familie und abseits von dem Menschenstrome, in welchem eine neuerliche Begegnung vielleicht unausweichlich gewesen, ja, vermied es sogar mit unverkennbarer Absichtlichkeit, sich zur Abendmusik vor dem Konversationshause einzufinden.

Das Letztere gefiel nun seiner Schwester nicht so ganz. Wenn man gleichwohl mit gewissen Leuten nicht gerne zusammentreffe, meinte sie, brauche man sie doch auch nicht zu scheuen und sich zu verkriechen. Ueberhaupt war, wie gesagt, nur von einer Milderung ihrer Unzufriedenheit die Rede, keineswegs aber von deren gänzlichem Verschwinden; dazu fehlte vor Allem ein eingehendes Geständniß von seiner Seite, worunter sie die ausführlichste Mittheilung all’ Dessen verstand, was er von Graf Konski und dessen Frau wußte, gehört hatte oder selbst nur ahnte. Die unbedeutendste Kleinigkeit über die Knüpfung der Bekanntschaft, über den früheren Verkehr, über die Ursachen der sich bei Inderau kundmachenden Abneigung war nach ihrer Ansicht der Bruder anzugeben verpflichtet. Sie, die es so gut mit ihm meinte, die sich so sehr für ihn interessirte und also auch für Alles, was ihn anging, hatte ein unveräußerliches Recht

auch auf das geringfügigste Detail. Seine Verschlossenheit in diesem Punkte war eine ihr zugefügte Kränkung, eine Lieblosigkeit, wie sie sich bei einem verwilderten Soldaten und Hagestolzen naturgemäß entwickeln mußte.

Auch daß er noch immer keine Annäherung zu Amalien versuchte, ja fast ein wenig zurückhaltender gegen das Mädchen geworden, wie wenn ernste Gedanken seine Aufmerksamkeit ablenkten, war der Urheberin des ziemlich durchsichtigen geheimen Heirathsprojektes nichts weniger als recht. Wie sehr hätte sich ihre Mißstimmung erst gesteigert, wäre ihr eine Ahnung von den Empfindungen geworden, mit denen Inderau schon wiederholt durch's rankende Laub der Gräfin nachgesehen, wenn sie vorüber fuhr oder ritt, was nun bereits einigemal geschehen.

Zu Pferd oder zu Wagen befand sie sich jedesmal in Begleitung ihres Gatten und des Marquis und außerdem noch einer mit auffallender Eleganz gekleideten jungen Dame die er für des letztern Gemahlin halten mußte, worin er durch Amaliens und seiner Schwester Aeußerungen bestärkt wurde. Nach ihrem auffallend strohgelben Haar — das, wie Frau Bertha äußerte, in solcher Menge nur sehr schwer zu bekommen und von fabelhaftem Preise sei, weßhalb man entweder die unwahrscheinliche Echtheit oder äußerst

günstige Vermögensverhältnisse annehmen müsse — nach diesem in's Auge fallenden Haarschmuck wurde die Dame allgemein nur „die blonde Marquise" geheißen. Die Männerwelt schwärmte für sie und, wie man hie und da bemerken wollte, Graf Konski am allermeisten. Inderau selbst vermißte in ihrer Erscheinung jene feine Schattirung wirklicher Vornehmheit, aber freilich mußte er sich aus Erfahrung sagen, daß die pariser Luft eine ganz eigene versengende Einwirkung selbst auf hochgestellte Damen ausübe, so daß diese thatsächlich die höchste Genugthuung darin finden, jenen Geist, jene pikante Geschmeidigkeit, jenen sogenannten Chic zu besitzen und zu zeigen, durch welchen die blasirte Männerwelt großer Städte sich von den Sirenen der Mode anziehen und fesseln läßt.

Inderau würde der Marquise vielleicht gar keine Aufmerksamkeit geschenkt haben, wäre er ihr nicht schon einige Male begegnet, wie sie des Morgens zur Zeit der Brunnenpromenade am Arme des Grafen auf ganz entlegenen und einsamen Parkwegen in eifrigem Gespräche dahinwandelte. Der Graf hatte immer nur im Vorübergehen auf seine kordiale Weise gegrüßt und bloß ein einziges Mal sich in ein Gespräch eingelassen, wobei er Inderau Vorwürfe machte, daß er sich gar nie sehen lasse. Eigenthümlich war es, wie-

wohl Inderau sehr erwünscht, daß sich bei diesen Morgenpromenaden weder die Gräfin noch der Marquis blicken ließen. Namentlich was die Erstere betraf, denn sein Trotz, der ihn gegen ihr Begehr zum Bleiben getrieben, war längst verflogen. Ein ruhigerer Gedankengang hatte sich eingestellt. Immer wieder kam er auf jene Unterredung im Kursaale zurück und er sagte sich, daß ihre Erregung, ihre Heftigkeit, die verletzende Forderung selbst Alles eher als Gleichgültigkeit und Herzenskälte verrathen hatten. Lag die Vergangenheit wirklich wie ein Traum hinter ihr, so konnte sie ihn ja einfach ignoriren, und befürchtete sie eine zudringliche, indiskrete Mahnung, die vielleicht gar ihre eheliche Stellung gefährden hätte können, so mußte sie der drohenden Gefahr wohl eher durch kluges, schmeichelndes Entgegenkommen als durch eine aufreizende Beleidigung vorzubeugen suchen. Sie hielt ihn also doch für zu edel, Rache zu nehmen, sie fürchtete ihn nicht, sie übersah ihn eben so wenig, die Mahnnng, vor der sie aufschreckte, griff nur in ihr Inneres, und Schmerz und Scham waren es also gewesen, die sie zu einem unbedachten, in der Wirkung ihrer Absicht entgegengesetzten Schritt, zu so leidenschaftlichen Worten hinriß.

Er empfand etwas wie Mitleid und bedauerte

fast, die Qual, welche ihr durch seine Anwesenheit wurde, konsequenterweise nicht sofort aufheben zu können. Aber das Mitleid hatte eine ganz befremdende Beimischung von Genugthuung. Die Vorstellung, jene meteorgleich in sein Leben gefallene und nach der darin zurückgelassenen Verheerung urplötzlich wieder verschwundene Erscheinung sei nur eine seelenlose Puppe gewesen, hatte ihm stets am meisten wehe gethan. Dies Eine — wenn auch sonst Alles ihm noch ein unlösbares Räthsel blieb — dies Eine war nicht der Fall. Es schlug ein Herz in dieses Weibes Brust und aus diesem Herzen war er nicht gelöscht.

Einmal so weit, war auch der Unmuth gebändigt, den er seit Jahren in sich genährt; dafür wuchs mächtig das Verlangen, den unfaßbaren Widerspruch zu lösen und einen Blick zu thun in das seltsame Labyrinth der Frauenlogik. Nicht einer Logik, wie sie Frau Bertha nach Richtstab und Winkelmaß genau in die Diagonale und darum nicht selten falsch konstruirte, sondern jener Reihenfolge von Intermittenzen, Anregungen, Gefühlskreuzungen und Phanasiesprüngen, die gerade bei den lebhaftest empfindenden und begehrtesten Frauen die Gedanken zum unverständlichen Schlusse führen.

Inderau glaubte, ein rein psychologisches In=

tereſſe für die Gräfin zu fühlen, wenn er nachdenklich in die Richtung blickte, nach welcher die im Galopp vorüberjagende Reiterin verſchwunden. Sie ſaß ſo ruhig und zuverſichtlich, ſie lenkte ihr Pferd ſo unmerkbar und ſicher, daß die Marquiſe trotz ihrer geſuchten Grazie und ihrer auffallenden Kunſtſtücke, mit denen ſie die allgemeine Bewunderung nicht ſelten zu lauten Beifallszeichen hinriß, neben ihr nur wie eine Kunſtreiterin erſchien. — Sie ſaß, wenn ſie vorbeifuhr, ſo ernſt, ſo dicht in ihren Shawl gehüllt, ſo fröſtelnd in ſich ſelbſt zuſammengezogen in ihrem Wagen, während die Marquiſe neben ihr in fortwährender Bewegung lachend, plaudernd, Blicke werfend mit dem an ihrem Schlage trabenden Grafen verkehrte, daß der verborgene Beobachter in der kleinen Laube ſich fragen mußte, woher dieſer Ernſt gekommen und ſeit wann er die tiefen Linien um die Lippen gegraben, die ehemals nur für den lächelnden Uebermuth geſchaffen ſchienen — und doch waren ſie heute noch ſchön und lockend wie zur Stunde, da er Flammen von ihnen trank, die wie überirdiſche Luſt ſeine Adern durchwallten.

Ach, er durfte nicht daran denken! Die alte Wunde brach wieder auf — oder war ſie niemals geſchloſſen geweſen?

In dieser übermächtig werdenden Bewegung hörte er nichts von den Nachreden, die der Gräfin und ihrer Begleitung aus der Laube folgten. Was über das hohe Spiel gesprochen wurde, durch das Graf Konski wie durch seine Intimität mit dem Marquis und dessen Frau schon Aufsehen zu erregen begann, über seinen Stall und den Aufwand, den er machte, ging unbeachtet an Inderau's Ohr vorüber gleich den sentenziösen Bemerkungen, welche seine Schwester, die Bescheidenheit solider bürgerlicher Verhältnisse daran knüpfend, vorzubringen liebte. Nur wenn derartige Reden kein Ende finden wollten, oder gar scharfe von einem Achselzucken begleitete Ausfälle die Gräfin trafen, kam es wohl vor, daß er statt jeder Erwiderung unter einem schicklichen Vorwande in's Haus zurückkehrte, oder einen Gang nach der Stadt machte.

Das Letztere that er auch eines Nachmittags, da der Gräfin und Marquise Erwähnung geschah, die in Begleitung der Herren am selben Morgen in der Richtung gegen Lichtenthal vorübergekommen waren. Die Familie saß diesmal ausnahmsweise im großen Wohnzimmer oben, da ein starkes, um die Mittagsstunde niedergegangenes Gewitter sie aus dem feuchten Gärtchen verscheuchte. Inderau bot sich an, einen Brief, den Amalie während des Regens geschrieben, zur Post

zu bringen und erhielt für diese Aufmerksamkeit den ersten freundlichen Blick nach langer Zeit.

Als er die Brücke überschritten hatte, fand er den Weg ziemlich aufgeweicht, doch nicht das war Ursache einer beinahe unwillkürlichen Bewegung, die er machte, um wieder zurückzukehren, sondern der unvorhergesehene Umstand, daß nur wenige Schritte auf der Straße hin eine Equipage hielt, die er wohl kannte, wenn die darinsitzenden Damen durch das halb zurückgeschlagene Dach auch vor ihm verborgen waren. Es mußte etwas am Wagen oder Geschirr nicht in Ordnung sein, denn der Diener war abgesprungen und bemühte sich, indeß der Kutscher die Pferde zügelte, die Störung zu beseitigen. Der Marquis de Laganse, der gleich dem Grafen beritten war, rauchte gleichgültig seine Cigarette, während der Letztere mit Scheltworten und Zurechtweisungen den Diener antrieb.

Auf dem Vordersitze stand der kleine Alfred und er war es, der Inderau's Absicht vereitelte. Gelangweilt von dem anfänglich sein ganzes Interesse in Anspruch nehmenden Zwischenfall, machte er eben wieder Anstalt, von seinem etwas gefährlichen Standpunkte herabzusteigen, als er im Umwenden den Major erkannte und seine Entdeckung nach Kinderart laut hinausjubelte. So mußte denn Inderau vorwärts; den

Hut ziehend, wollte er rasch vorüber. Da stellte sich ihm aber der Graf quer über den Weg.

„Hollah, Inderau . . .“ rief er . . . „da also wohnen Sie und Ihre schöne Braut, von der ich soviel gehört, daß ich ganz entsetzlich neugierig geworden bin, sie einmal zu sehen! Nun, da ich weiß, wo Sie stecken, kann ja Rath dazu werden, und da wir dem zerrissenen Strang diese angenehme Entdeckung verdanken, will ich auch auf dieses nachlässige Volk, das nichts untersucht, und den fahrlässigen Riemer minder ungehalten sein. Aber wahrhaftig . . .“ fuhr er in französischer Sprache fort . . . „ich will mit diesen Wienern nichts mehr zu thun haben. Es ist kein Verlaß auf sie. Marquis, Sie müssen mir eine londoner oder pariser Firma rekommandiren . . .“ Und ehe der Angeredete noch eine Antwort geben konnte, wendete sich der Graf schon wieder Inderau zu, der seinen Weg fortzusetzen Miene machte . . . „Was, Sie wollen doch nicht zu Fuße weiter durch diese pontinischen Sümpfe? . . .“ rief er lebhaft . . . „Danken Sie Ihrem Schicksal, daß wir gerade hier und zu dieser Stunde Schiffbruch erlitten! Ist doch Alles auf der Welt zu etwas gut. Das Gewitter, das uns in Gernsbach zurückhielt, verhilft Ihnen zu einem Wagen, und die Pfützen, die Sie zu durchwaten hätten, machen Sie zu unserem Gefangenen, da gilt

keine Widerrede! Sie müssen den vierten Platz annehmen. Noch eine Schickung, daß Mademoiselle Honorine gerade heute Kopfweh haben und zu Hause bleiben mußte. Der blöde Bursche ist endlich mit seinem Knoten zu Stande gekommen, also rasch hinein. Sie wollen doch nach der Stadt?"

„Zur Post . . ." versetzte Inderau in der deutlichen Absicht, der Aufforderung auszuweichen. Der Graf gab jedoch nicht nach.

„Vortrefflich! Da können wir Sie ja absetzen, wenn wir am Stephanienbade einbiegen."

„Der Herr Major wird der Einladung sicher nicht widerstehen, wenn sie von den Damen ausgeht. Sie werden nicht so ungalant gegen uns sein . . ." nahm die Marquise das Wort, indem sie Inderau mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln zu bezaubern suchte . . . „Das Gewitter scheint unsere Herren ganz durchnäßt zu haben, man kann sie drehen und wenden wie man will, es gibt doch nur Wassertropfen und die Sonne muß sich hüten, sie zu bescheinen, sonst sieht man sie bald nicht mehr durch den Nebel, den sie ausdampfen. Kommen Sie, mein Herr, auf Ihnen beruht unsere Hoffnung, aus der feuchten Langeweile errettet zu werden, die uns Husten erzeugen wird."

Inderau konnte nicht mehr ausweichen, so unan=

genehm es ihm war. Er stieg ein. Hatte er einen Einwurf der Gräfin erwartet, der seinem eigenen Wunsche zu Hülfe kam, so täuschte er sich; sie lud ihn nicht ein, doch nichts verrieth auch Unzufriedenheit mit dem getroffenen Arrangement. Sie erschien ihm gedrückt, er meinte fast eine Wolke der Traurigkeit auf ihrem schönen, heute so farblosen Antlitze zu entdecken. Sie nickte ganz stille, nicht einladend, aber auch nicht mit jener eisigen Vornehmheit, die entschiedener zurückweist als das heftigste Wort; zugleich gab sie Raum, denn er kam, da er auf ihrer Seite einstieg, auch ihr gegenüber zu sitzen. Die Bewegung, mit der sie ihre Kleider zusammennahm, hatte nichts von jener beleidigenden Aengstlichkeit, mit der man eine Berührung wie etwas Widerliches zu vermeiden sucht. Das Alles bemerkte Inderau und es stimmte ihn noch milder und nachgiebiger. Diese Frau in ihren unausgeglichenen Regungen war vielleicht mehr der Spielball äußerer Einflüsse, als die Beherrscherin derselben. Sie leide, sagte er sich, und nicht momentan, durch sein Hinzuthun, so unabsichtlich dies auch war, sie nahm es wie eine Beigabe hin, die den Druck des Lebens nicht gerade erleichtert, doch auch nicht wesentlich erhöht. Und dieser Druck einer keineswegs vergangenen, einer andauernden, täglichen Erfahrung war es, unter dem sie litt.

Am Anfang hielt sie sich wohl zurück und überließ der gesprächigen Marquise das Wort ganz und gar; doch da diese, sobald der Wagen sich in Bewegung setzte, wieder auf's Angelegentlichste mit dem nebenher sprengenden Grafen zu plaudern begann, während ihr Gemahl, wie es schien, der Cigarre zuliebe etwas abblieb, übernahm es die Gräfin, Inderau in's Gespräch zu ziehen und es wollte ihm bedünken, als ob die ungewöhnliche Hast, mit der sie die gewöhnlichsten Allgemeinheiten nacheinander auf's Tapet brachte, darauf berechnet wäre, seine Aufmerksamkeit von dem so ungenirt liebäugelnd verkehrenden Paare, als ob es allein auf der Welt sei, abzuziehen. — Schämte sich Sittah ihres Gatten und der unverholenen Vernachlässigung? Wollte sie verhindern, daß man sie für unglücklich halte?

Indessen hatte man die Stadt erreicht, der Wagen lenkte jedoch nicht ein am Stephanienbade, sondern blieb in den Anlagen am linken Oosufer. Vergeblich erinnerte Inderau an die Zusage, der Graf wollte nichts hören und bedeutete dem Kutscher, nur zuzu fahren.

„Das läßt sich wohl Alles später noch abmachen …“ wies er Inderau lachend ab . . . „wenn Sie meinem Diener Ihre geheime Korrespondenz nicht anvertrauen

wollen. Es ist ja noch geraume Zeit bis zum Postschluß. Nun haben wir Sie einmal und lassen Sie nicht los. Man muß Sie schon mit Gewalt entführen, denn freiwillig kommen Sie doch nicht. Ist übrigens begreiflich, wenn man die Zeit so angenehm zu verbringen weiß, aber bei aller Schwärmerei für ein einziges holdes Augenpaar darf man sich doch dem Anspruch der übrigen Bekannten nicht ganz entziehen."

Inderau fand nichts zu erwidern. Gern oder ungern mußte er sich in die Lage schicken.

Es war nur mehr eine kurze Strecke bis zur Villa zu hinterlegen, alsbald lenkte der Wagen durch ein Gitterthor und fuhr an einer breiten Veranda vor, die sich, mit einer anmuthigen Aussicht über die etwas tiefer gelegene Stadt auf das neue und alte Schloß hinüber, dem Garten zu an das Haus schloß.

Es war dies eine schöne Villa in italienischem Style, die schon von Außen reichen Comfort verrieth und von dem Vermiether ursprünglich zur eigenen Benützung erbaut worden war. Dadurch bewahrte das Ganze den angenehmen Eindruck einer auf Eigenart berechneten Privatwohnung, während die gewöhnlichen Miethhäuser trotz aller splendiden Einrichtung immer kahl, ungemüthlich, hotelartig erscheinen. Abseits der Villa, vom Gebüsche halb verborgen, war noch ein

Wirthschaftshof mit Ställen und ein wenig mehr den Abhang hinan lag eine zweite kleinere, im Schweizerstyl gehaltene Behausung, die, wie sich jetzt zeigte, dem Marquis zur Wohnung diente.

Er und seine Frau zogen sich dahin zurück und Inderau fand nicht viel Zeit, im Stillen die Summe zu berechnen, welche die Miethe dieses fürstlichen Pied-à-terre kosten mochte, denn er sah sich plötzlich mit Sittah allein. Der Graf war nach den Ställen weitergeritten und der kleine Alfred lief in's Haus voran. Die Gräfin durchschritt rasch die Veranda und trat in einen räumlichen Salon, dessen kostbare Ausstattung in dem traulichen Dunkel, das hier herrschte, nicht sofort in's Auge fiel.

Inderau fühlte sich befangen. Von dem Trotz, mit dem er Sittah's Verlangen begegnet, war nichts mehr in ihm. Er fühlte einen stillen Vorwurf, wenn er daran dachte, wie er nun doch wieder an ihrer Seite, ja sogar in ihrem Hause stand.

„Verzeihen Sie mir, Gräfin . . ." sagte er leise, als sie stille hielt, sich gegen ihn umwendete und ihn mit einer leichten Geberde zum Niedersitzen einlud . . . „verzeihen Sie mir, ich werde sofort abreisen."

Sie hatte ihn nicht angesehen, jetzt hob sie den Blick.

„Warum? . . .“ sagte sie . . . „Bleiben Sie immerhin. Vergessen Sie mein unbilliges Verlangen. Als ich es stellte, wußte ich noch nicht, welche Bande Sie hier festhalten. Sie dürfen sich Ihrer Braut nicht entziehen.“

Das war nun zum dritten Male, daß eines Verhältnisses Erwähnung gethan wurde, das Inderau nicht einmal stillschweigend zugestehen wollte. Früher im Wagen fand er es nicht an der Stelle, zu widersprechen. Diesmal aber nützte es nicht, daß er sich zu überzeugen suchte, es liege ja nichts daran, was man glaube, er könne auch ohne weitere Auseinandersetzung abreisen und bedürfe am allerwenigsten vor der Gräfin eine Rechtfertigung. Ein unbezwingliches Gefühl drängte ihn, die vermutheten Beziehungen abzulehnen.

„Ich habe keine Braut . . .“ sagte er in einem ruhigen und festen Ton, der keinen Zweifel an seiner Aussage aufkommen ließ. Trotz der Dämmerung, die im Gemache herrschte, bemerkte er recht wohl, wie die Gräfin roth wurde und, sich ein wenig abwendend, bei Seite sah, um die Bewegung, die sich ihrer bemächtigt hatte, zu verbergen . . . „Es hält mich nichts . . .“ setzte er hinzu . . . „und ich kann gehen.“

Es dauerte eine Weile, ehe die Gräfin eine Antwort fand, und Inderau wollte eben zurücktreten, als

sie, ohne das Gesicht ihm wieder zuzuwenden, leise sagte:

„Wenn Sie nichts hält, so drängt Sie doch auch nichts fort.“

„Wie darf ich das verstehen? . . .“ fragte Inderau lebhafter, als er es darnach selbst zufrieden war.

Die Gräfin befaßte sich mit einer zierlichen Blattpflanze ihres Blumentisches.

„Daß Sie ganz nach Ihrem Gefallen handeln mögen, da es mich keinesfalls berührt . . .“ sagte sie, und es war das wieder der kalte, hochmüthige Ton, den sie im Kursaale angeschlagen. Inderau fühlte sich fast neuerdings verletzt, aber sie kehrte sich jetzt wieder ihm zu und ihr Blick widersprach den Worten. Ja, wenn Inderau sich das ganze kurze Gespräch wiederholte, so fand er, daß er zweimal zum Bleiben aufgefordert worden war, mochte diese Aufforderung zuletzt immerhin in das Gewand verächtlicher Gleichgültigkeit gekleidet gewesen sein. Es war, als ob Sittah sich absichtlich in ihrem Stolze, vielleicht auch in irgend einem Vorurtheil bestärke und doch wieder davor erbange, eine nahe zur Hand gelegene Stütze zu verlieren. Das sagte ihm übrigens Alles erst eine spätere Reflexion, denn momentan kam er zu keinem geordneten Gedankengange. Der Graf trat ein.

Seine ersten Worte enthielten einen Vorwurf, daß seine Gattin noch nicht abgelegt und auch den Besuch nicht aufgefordert habe, es sich bequem zu machen.

„Ich könnte doch nicht bleiben . . .“ beeilte sich Inderau zu entgegnen . . . „Wie ich Ihnen, Herr Graf, bereits erklärte, habe ich einige Geschäfte, die sich nicht wohl verschieben lassen.“

„Derlei gibt's nicht, wenigstens erkennen wir sie nicht an. Wir ziehen uns nur rasch um, dann nehmen wir ein kleines Goûter. Wir sind gewissermaßen noch à jeune, denn das Déjeûner dinatoire in Gernsbach ist für einen halbwegs verwöhnten Gaumen nicht zu rechnen. Darauf können wir dann gemeinsam nach dem Kursaal gehen. Oder wenn Du es vorziehst, meine Liebe . . .“ wendete er sich an seine Frau, die durch eine fast unmerkliche Bewegung einen Einwurf gegen das Programm markirte . . . „magst Du auch zu Hause bleiben. Der Herr Major ist gewiß musikalisch. Ich habe, wie Du weißt, schon zugesagt, notre charmante Julie zu begleiten.“

Das wurde Alles so rasch und in so oberflächlichem Welttone heruntergehaspelt, daß Niemand ein Wort dazwischen anbringen konnte.

„Es thut mir leid . . .“ sagte jetzt, nachdem er

geendet, die Gräfin . . . „ich fühle mich ein wenig abgespannt, ermüdet, vielleicht ist auch eine Erkältung dabei im Spiele. Ich wage es nicht, darauf zu bestehen, daß der Herr Major uns heute seine ohnedem anderwärts in Anspruch genommene Zeit zum Opfer bringe, werde mich aber freuen, wenn er uns bald wieder das Vergnügen schenken will.“

„Ich würde immer fürchten, ungelegen zu kommen“, versetzte Inderau, der es zum Mindesten überflüssig fand, daß man seine Absicht, sich zu entfernen, in so auffallender Weise unterstützte.

Der Graf warf seiner Frau einen unmuthigen Blick zu.

„Da hat man's . . .“ rief er höhnisch auflachend . . . „die Antwort war verdient auf eine so allgemein gehaltene Einladung!“

„Das sollte sie nicht sein . . .“ entgegnete die Gräfin rasch . . . „Wenn Sie, Herr Major, uns morgen bei Tisch Gesellschaft leisten wollen, so geben Sie mir damit den besten Beweis, daß Sie mich nicht ebenfalls mißverstanden haben.“

Der Graf klatschte Beifall und bestand ebenfalls auf der Einladung. Inderau fühlte sich in all' seinen Vorsätzen beirrt. Er sagte endlich zu, nur um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen. Im Nothfall ließ sich

ja wohl ein Vorwand finden, der sein Ausbleiben entschuldigte. Die energischste Natur fühlt sich zuweilen von den Fesseln der gesellschaftlichen Gepflogenheit festgehalten und vermag sie nicht zu sprengen, um so mehr, wenn zu den Rücksichten der Delikatesse noch ein ganz geheimer, nicht einmal sich selbst eingestandener Zug in derselben Richtung kommt, welche die Höflichkeit einzuschlagen verlangt. — Und etwas Dergleichen war bei Inderau der Fall. Doch schüttelte er unwillig den Gedanken ab, sein Herz könne bei der gegebenen Zusage ebenfalls im Spiele sein.

„Es ist ein natürliches Interesse . . .“ sagte er sich . . . „das ich an dieser Frau nehme, und was ich an Liebe und Haß für sie gefühlt, wird sich in herzliche, wohlmeinende Freundschaft lösen. Und so ist es recht!“

Sie war nicht glücklich, ein Druck lag auf ihr, vielleicht war es ihm beschieden, ihr zu helfen und das wollte er mit Kopf und Hand, was sie auch immer an ihm gethan. Er sann den ganzen Heimweg darüber nach, wie es geschehen könne, woran sie eigentlich leide. Sollte es die Kälte ihres Gatten, dessen Untreue sein? Sein Verstand gab keine Antwort, aber eine merkwürdig sichere Ahnung sagte ihm — nein! Noch eins fiel ihm auf. Es war seltsam,

daß der Graf ihn nun schon zum zweiten Male seiner Frau zugeführt. War das Zufall, oder lag eine Absicht dabei zu Grunde? Der Verstand schwieg auch diesmal und vermochte keinen Zusammenhang zu finden, und selbst die Ahnung blieb hier aus.

Daheim traf Inderau eine tief abgekühlte Atmosphäre. Assessor Lachmann war ihm in der Allee begegnet und hatte erzählt, mit wem er ihn in dem Wagen gesehen, der den plebejischen Fußgänger so rücksichtslos bespritzt. Inderau erzählte auf eine anzügliche Bemerkung seiner Schwester den Hergang, wie er thatsächlich gewesen, was aber die Dinge um nichts besserte. Frau Bertha hatte nicht so ganz Unrecht, wenn sie behauptete, neben den äußeren Ereignissen gebe es noch in der Regel innere, wie neben der offiziellen Staats- und Völkerhistorie eine geheime Hof- und Kabinetsgeschichte herlaufe. Ihr Bruder war so tief mit diesem inneren Ereignissen beschäftigt, daß er Amaliens rothgeweinte Augen nicht einmal wahrgenommen hatte.

Fünftes Kapitel.

Am andern Tage fand sich Inderau pünktlich auf der Villa ein.

Diesmal schwankte er nicht mehr, ob er gehen oder wegbleiben sollte. Er hatte seine Abreise angeboten, ohne daß sie angenommen worden wäre; je länger er nachsann, desto deutlicher klang ihm aus Sittah's Worten der Wunsch heraus, ihn hier zu wissen; die Einladung zum Diner endlich war in solch entschiedener Weise gemacht, daß sie keine andere Deutung zuließ. Warum hätte er am Ende auch nicht kommen sollen? Sicher seines Herzens, das, wie er die Ueberzeugung hegte, nie mehr in die früheren Verirrungen zurückfallen konnte, hielt er sich gerne bereit, der Frau, die er geliebt, einen Dienst zu erweisen, zu dem ihm allenfalls Gelegenheit wurde. Zudem

hoffte er von einem wiederholten Zusammensein mit ihr eine gänzliche Beruhigung seines in der Erinnerung an jenen kurzen Liebestraum und das häßliche Erwachen noch immer schmerzlich aufzuckenden Gemüthes. Hatte das dreimalige Wiedersehen schon hingereicht, den starren Groll gegen die jahrelang Verabscheute zu schmelzen, so trug er sicherlich aus dem gerühmten Bade schließlich noch eine andere gänzliche Heilung mit fort, als die er hier gesucht.

Die Umstände schienen diese Annahme thatsächlich bestärken zu wollen. Die Gräfin empfing ihn ruhig und klaren Auges wie irgend einen von gestern datirenden, doch wohlgelittenen Bekannten. Nichts in ihrem Benehmen verrieth die heftigen Gegenströmungen, von denen sie sich bei den früheren Begegnungen beherrschen ließ. Selbst der leise Zug der Trauer schien verschwunden. Allerdings hatte Sittah Zeit gehabt, sich für diese Stunde vorzubereiten. Auch der Graf schien in der besten Laune. Es fehlten nur wenige Tage noch bis zum Rennen, er baute zuversichtlich auf seine Pferde, sie sollten die großen Spielverluste decken, von denen in den letzten Tagen selbst in der blasirten Badegesellschaft mit einiger Verwunderung gesprochen wurde.

Inderau mußte noch vor Tisch den Stall besehen,

das könne er ihm nun einmal nicht erlassen, meinte der Graf, der die Lobsprüche mit Stolz und doch nicht ohne sich geschmeichelt zu fühlen entgegennahm. Er ließ sich auf eine ziemlich ausführliche Beschreibung der Vorzüge seiner Lieblinge ein, in die er so große Hoffnungen setzte, und versuchte seinen Gast schließlich zu einer kleinen Wette zu bewegen, was dieser jedoch mit seinem mangelhaften Urtheil entschuldigend ablehnte.

„O, Sie sind sehr vorsichtig! . . .“ lächte der Graf . . . „Ist das eine Folge des letzten Krieges bei unserem Generalstabe?“

Inderau beherrschte sich. Der Ausruf klang so eigenthümlich, daß er befremdet aufhorchte und trotz des höhnisch beleidigenden Nachsatzes einen zurückgehaltenen Hintergedanken herauszuhören vermeinte. Was sollte der Spott eigentlich sagen? Warum sollte gerade die Vorsicht ein Vorwurf sein? Doch nicht einzig und allein der versagten Wette wegen?

Waren die Worte aber wirklich ernster gemeint und nur zur Unzeit entschlüpft, so zeigte das Benehmen des Grafen eine Unbefangenheit, die dazu angethan war, jede Muthmaßung einer tieferen Bedeutung seiner gewöhnlich halb unbedachten Plauderei zu beseitigen. Ihn für einen taktlosen Ausfall zur Rechen-

schaft ziehen wollen, wäre nutzlos geblieben, denn der Graf hatte den Ernst hinweggelacht, wie er es ja zu einer gewissen Virtuosität in jenem burschikosen, bärenhäutigen Jovialsein gebracht, das den Stall- und Kneipenduft mitunter in die vornehmsten Salons importirt.

Obwohl Soldat und an manchmal recht rauh gewürzte Kost gewöhnt, war Inderau doch über den freien Ton erstaunt, der auch bei Tische herrschte und durch die französische Sprache, in der die Konversation schon der beiden mit dem Deutschen nicht vertrauten Gäste wegen geführt wurde, wohl an Geschliffenheit, keineswegs aber an Zartheit gewann.

Es war merkwürdig, wie offen der Graf dabei seine Verehrung für die Marquise, ja sein Einverständniß mit ihr zeigte und wie achtlos ihr Gatte all' die zahllosen kleinen und großen verrätherischen Anzeichen hinnahm, die ihm doch unmöglich entgehen konnten, da sie ja sogar Inderau als gänzlich Unbetheiligter wahrnahm.

Sollte der Marquis vielleicht Revanche üben? Inderau fühlte eine äußerst unangenehme Regung und sein Blick haftete prüfend auf den Beiden, gegen die sich sein Mißtrauen gekehrt. Aber nein, — der Marquis hatte nichts zu verbergen, er nahm kaum Notiz

von der Gräfin und das war sicherlich nicht erkünstelt, sowie auch sie ihrer Verachtung gegen den Freund ihres Gatten, gegen die Marquise kein Hehl hatte. Bei den zweideutigen Scherzen saß sie einem Steinbild gleich an der Tafel, wenn es nicht der Zufall wollte, daß sie gerade ein paar einfache, auf den Erfolg seiner Badekur, auf seine Familie und dergleichen Bezug habende Worte mit Inderau wechselte. Es blieb diesem kein Zweifel, die Gräfin befand sich in einer jener Zwangslagen, in welchen manche Frau duldet und seufzt. Das aber sind dann meist weiche, kraft- oder doch entschlußlose Naturen, die lieber weiter leiden, als daß sie zu ihrer Befreiung die einmal bestehende und für sie unverletzlich gewordene Form zu zertrümmern wagten, die vielleicht auch in all' ihrer Noth immer noch einen Hoffnungsfunken auf die Rückkehr zu dem alten verlassenen Geleise nähren; Sittah jedoch glich keiner solchen weichen Natur ohne Muth und Willen, warum also machte sie sich nicht los? Warum duldete sie diese aufgedrungene, ihr sichtlich unsympathische Gesellschaft? War es denkbar, daß auch sie den Hoffnungsfunken nährte, ihren Gatten umkehren zu sehen? — Und warum nicht, wenn sie ihn liebte? — Das war's: — *wenn sie ihn liebte!*

Die feinen Weine, welche der Graf fast im Uebermaße genoß und die auch seine blonde Tischnachbarin nicht verschmähte, hatten die lärmende Heiterkeit gegen Ende der Tafel bedenklich gesteigert. Der Graf trank die Gesundheit aller schönen Frauen, aller Blondinen, aller Französinnen, seine Toaste wurden mit dem allerausdrucksvollsten Verdrehen, Schließen und Oeffnen der allmälig immer kleiner, aber feucht und glänzend gewordenen Augen beantwortet. Der Marquis brachte ein Bonmot nach dem andern, es war nachgerade eine Ungebundenheit eingetreten, welche die beiden ruhig Gebliebenen peinlichst berühren mußte. Der kleine Alfred, der zum Dessert jetzt hereingesprungen kam, brachte wenigstens der Mutter einigermaßen Erleichterung.

Auch mit Inderau hatte der hübsche, lebhafte Knabe schon dicke Freundschaft geschlossen, er reichte ihm das Händchen und ließ sich von ihm willig liebkosen. Doch ein Spielzeug vermochte die Marquise nicht lang in fremden Händen zu sehen, ohne nach Kinderart dessen Besitz zu verlangen. Sie zog den Kleinen an sich, hätschelte und fütterte ihn, dann hob sie ihm das runde Gesichtchen und küßte es.

„Voyez, c'est drôle! . . .“ rief sie mit erkün-

stelltem Schreck . . . „War es mir doch, als hätte ich jetzt den Major umarmt. — Allez, mon ami . .“ kam sie einem Ausruf des Grafen lachend zuvor . . . „keine Eifersucht, sehen Sie, wie ruhig Armand das Geständniß hinnimmt, und seien Sie auch ein gutes Kind. Sie brauchen nicht zu erröthen, Herr Major, es war nicht Wirklichkeit, nur eine Hallucination. Aber vergleichen Sie selbst diese Aehnlichkeit. Hat Alfred nicht ganz diese breite Stirne, die Nase, selbst den Mund? wenn gleich Mars ihn unter einem dichten Barte versteckt, spiegelt sich sein Lächeln in Amor wieder. Ist es nicht seltsam?“

„In der That . . .“ sagte der Graf, an den sie sich mit ihrer letzten Frage wieder gewendet . . . „Zum Glück weiß ich, daß meine Frau den Major früher nicht gekannt hat, sonst könnte ich wahrlich eifersüchtig werden. Ich habe einmal ein Buch gelesen, ich glaube die Wahlverwandtschaften hieß es. Kennen Sie unsern Goethe, theure Marquise? Dem Namen nach — nun, es ist auch genügend, obwohl im Grunde ein amüsanter Schalk, besonders in seiner Jugend. Muß allerlei Erfahrungen gemacht haben! In dem Buche, das ich nannte, ist so ein Kapitel, Inderau, Sie erinnern sich daran, es ist da auch von einem Major oder Hauptmann die Rede — was

ich sage, ein ganz pikantes Kapitel über die Ursachen solcher Naturspiele wie die Aehnlichkeit der Kinder, nicht mit ihren Eltern, sondern mit dritten und vierten Personen, die eigentlich ganz ferne stehen. Schade, daß Sie Deutsch nicht lesen, liebe Freundin, würde Sie unterhalten. — Ein Teufelskerl, der Goethe."

„Eh bien! Vive ce monsieur Goethe! Buvons donc, mon petit ange! . . ." scherzte die Marquise.

Der Graf lachte hämisch auf. Ein scharfer Blick hatte schon früher Inderau und die Gräfin gestreift, jetzt, da diese unter dem Vorwande, Alfred dürfte aus dem angebotenen Glase nicht trinken, dem Knaben in den Garten zu gehen befahl, schien sein Lachen von unheimlicher Bosheit.

Inderau hielt mühsam an sich; der schon einmal verscheuchte Gedanke, der Graf hege einen Verdacht und verfolge mit der beinahe erzwungenen Annäherung einen geheimen Zweck, wollte neuerdings Wurzel fassen, und selbst die stolz abweisende Kälte, mit der die Gräfin ihrem Gatten die Stirne bot, vermochte Inderau nicht ganz davon abzubringen. Hatte Graf Konski eine Ahnung von dem längeren Bestande der scheinbar erst von ihm selbst eingeleiteten Bekanntschaft und suchte er durch so rohe, tückische Mittel

Gewißheit zu erlangen, und was beabsichtigte er damit, oder sprach in der That nur der Wein aus ihm und fanden blos die Schuldigen eine Anzüglichkeit in brutalen, doch an sich harmlosen Späßen?

Ein Verdacht war schwer anzunehmen, doch ließ sich Eines denken — daß die einzige Vertraute jener Tage, jenes Stiftsfräulein von Drossel, vielleicht ohne den geringsten Willen, Verrath zu üben, mit einem unbedachten Worte den Anstoß zu Vermuthungen gegeben, denn weiter konnte es nichts sein. Das Benehmen des Grafen war ohnedem schon räthselhaft genug, völlig unbegreiflich aber wäre es gewesen, wollte man annehmen, daß es vor ihm kein Geheimniß mehr gebe.

Von da ab kam Inderau wiederholt nach der Villa. Ein Bangen wie vor einer unsichtbaren und die Gräfin doch nahe bedrohenden Gefahr trieb ihn dahin. Doch traf er Sittah nicht ein einziges Mal allein, und war es auch nur Alfred's Gouvernante, die ihr Gesellschaft leistete, so hielt sie diese doch mit wahrnehmbarer Absicht fest und Inderau konnte nur flüchtige und bedeutungslose Worte mit der Herrin wechseln, was ihn denn natürlich zur Abkürzung seiner Besuche trieb.

Er sah jetzt auch des Morgens den Grafen nicht

mehr. Derselbe benützte die frühen Stunden, das Trainiren seiner Pferde zu überwachen. Sie mußten in Athem gehalten und an den Boden gewöhnt werden. Wo so viel auf dem Spiele stand, mußte sich selbst die Marquise eine zeitweilige Zurücksetzung gefallen lassen, sie trank ihre Molke allein und gestattete einem alten General, der aber noch recht liebenswürdig zu manövriren wußte, sie unter den Kolonnaden und auf den Parkwegen zu begleiten.

Der Tag des Rennens brach endlich an.

Die Sonne lächelte dem Feste, zu dem die ganze Badegesellschaft ausgezogen war und sich des günstigen Wetters um so mehr freute, als es die letzten zwei Tage stark geregnet hatte, so daß die Rennbahn mehr einem Moraste als einer Wiese glich. Inderau, der sich seinen Angehörigen beigesellt hatte, sah den Marquis de Laganse und seine blonde Gemahlin, die durch eine fabelhafte Toilette Aufsehen und Neid erregte, unweit von den Plätzen, auf denen er seine Damen installirt. Sittah aber suchte sein Auge vergeblich. Er kannte sie als gewandte Reiterin, mußte also Freude am Sport bei ihr voraussetzen und fühlte deßhalb nur um so ernstlichere Besorgniß über ihr Wegbleiben.

„Sie ist doch nicht krank? . . .“ hatte er den

Grafen gefragt, dem er alsbald begegnete. Der hatte nur die Achseln gezuckt.

„Launen!“ meinte er, kehrte sich aber schon im nächsten Moment ab, neue Angebote in sein Wettbuch zu notiren. Er war überhaupt sehr beschäftigt, bald bei den Pferden, bald bei der Wage. Er freute sich des tiefen Bodens, der seine Hauptgegner ihre eingeschriebenen Pferde zurückzuziehen veranlaßte und ihm also den Sieg mit steigender Gewißheit versprach. Da gab's noch so viel Dinge abzuthun, so viel Bekannte vom Turf zu begrüßen, so viel anzuordnen und vorzusehen, daß ihm keine Zeit für ein ausführliches Gespräch blieb, das Inderau übrigens auch nicht anzuknüpfen verlangte.

Indessen wurde das Zeichen gegeben und der Starter waltete seines Amtes.

Die Rennen nahmen ihren gewöhnlichen Verlauf. Es war kein guter Tag für Graf Konski. Beim ersten Flachrennen wurde seine Fuchsstute um eine halbe Pferdelänge geschlagen. Sie war ein wenig schwer und sank in dem feuchten Grunde zu tief ein. Der zweite Preis, der ihr zufiel, reichte nicht entfernt zu, die Engagements zu decken, welche ihr Besitzer auf sie eingegangen. Doch blieb diesem noch die Hoffnung auf den Erfolg der Steeple-chase, zu welcher er einen

renommirten Gewinner angemeldet hatte, den er obendrein unmittelbar nach beendigtem Rennen loszuschlagen gedachte. Und es ließ sich Alles wirklich vortrefflich an. Der erfahrene Bereiter, welcher den kräftigen Braun selbst ritt, übernahm gleich vom Anfang die Führung, hielt sich bei allen Hindernissen wacker voran, ohne das brave Thier zu übertreiben. Die Zuseher von den Tribünen jubelten dem sichern Sieger schon entgegen, alle Welt kannte schon vom ersten Rennen her die Farben des Grafen, die gelben Querstreifen über den blauen Aermeln und die gelbe Mütze. Von allen Seiten empfing der Graf, der am letzten Heckengraben gegenüber der Tribüne stand, mehr oder minder warm gemeinte Gratulationen. Es fehlte nur noch der Sprung über dies letzte Doppelhinderniß und die kleine Strecke bis zum Pfosten.

Der Braun, nur mehr mit zwei Gegnern kämpfend, setzte wunderschön, doch ein wenig zu knapp an der Hecke, zum Sprunge an. Der Bogen wurde dadurch hoch, aber nicht so weit, als wohl wünschenswerth gewesen wäre. Es gab ein wunderschönes Bild, — im nächsten Moment aber lagen Roß und Reiter übereinander.

Das Pferd erreichte zwar den jenseitigen Grabenrand, doch fiel das Gewicht zu stark auf die Vorder-

beine, das feuchte Erdreich gab nach, rutschte ab und das edle Thier stürzte so unglücklich, daß es sich nicht mehr aus dem Graben zu erheben vermochte. Es hatte den rechten Vorderfuß gebrochen.

Ein Aufschrei von hundert und hundert Stimmen begleitete das Ereigniß und übertönte den Fluch, der den Lippen des Grafen entfuhr. Er war ganz bleich geworden, und während das Publikum, unbekümmert um den Sieger, sein volles Interesse dem gestürzten Reiter zuwendete und in ein Frohlocken ausbrach, als derselbe wohlerhalten aus dem Graben kroch, hatte dessen Herr nur eine Verwünschung für ihn.

Die eigentlichen Sportmen, welche es unter ihrer Würde gehalten hätten, die naive Theilnahme der Zuschauermenge auf den Tribünen zu zeigen und genug mit Händeschütteln und Berechnen ihrer Wetten, mit Besehen des Siegers und Abschätzen seiner Vorzüge beschäftigt waren, hatten den Grafen allein gelassen, der in verteufelter Stimmung nach einer Pistole verlangte, so daß es für den ersten Augenblick zweifelhaft war, ob er sie gegen sich selbst, den unglücklichen Bereiter oder das arme stillliegende Pferd benützen wolle.

Das Schauspiel, das nach dem Programm nun eigentlich zu Ende gewesen, erhielt jetzt zur Aufregung

des Publikums und besonders der empfindsameren Hälfte noch einen blutigen Nachtrag. Der Schuß, der das edle Thier von seinem Elend und seinen Schmerzen erlöste, erweckte eine gar widersprechende Kritik, besonders waren die Damen darin einig, die an sich vielleicht allerzweckmäßigste und vernünftigste Handlung, die der Graf jemals in seinem Leben begangen, als einen abscheulichen Act der empörendsten Grausamkeit zu verurtheilen.

Allerdings war die Art und Weise, mit der sich Graf Konski dabei benahm, geeignet, diese irrige Auffassung zu bestärken, denn die verhaltene Wuth, mit der er die Pistole abdrückte, benahm seiner That den Anschein der Nothwendigkeit und lieh ihr den einer rohen Willkür. In seinen Augen funkelten Haß und eine sinnlose Genugthuung, als ob der arme Renner den Fehltritt, den er mit dem Leben und sein Herr mit noch unaddirten Summen bezahlen sollte, absichtlich gethan hätte. Die prahlerische Haltung, mit der der Graf einen Beweis vornehmer Gleichgültigkeit bei einer so empfindlichen Besitzentäußerung zu geben beabsichtigte, widerte selbst auch Männer an, und Inderau, der doch an die weit blutigeren und ergreifenderen Scenen eines Schlachtfeldes gewöhnt war, zog seinen Schwager und die Damen, die zwar außer sich waren,

sich aber doch nicht von dem Schauplatze trennen zu können schienen, halb mit unmuthigem Zureden hinweg.

„Da sieht man so recht den Kavaliersübermuth...“ meinte Sinzenbach ... „was mir nicht mehr nützt, das vernichte ich, denn Alles lebt nur für mich und durch mich und hat keine Berechtigung zum Dasein außer mir, das ist ihre Logik.“

„Man konnte doch wenigstens eine Herstellung versuchen. Es werden ja jetzt gerade an Beinbrüchen die glücklichsten Curen gemacht ...“

„Und mit ein wenig sorgsamer Pflege hätte man das schöne Thier gewiß wieder hergestellt ...“ schloß Amalie sich der Aeußerung der Professorin an; ihr Auge glänzte dabei so feucht, als ob sie bedauere, nicht selbst solch frommes Samariterwerk vollführen zu dürfen und der Assessor blickte bewundernd zu so viel Milde und Herzensgüte auf.

„Ich muß nur bemerken, daß Pferde viel zu gewaltsam sind, um einen unverrückbaren Verband möglich zu machen ...“ erklärte Inderau, doch damit machte er sich nur selbst der Hartherzigkeit verdächtig, die Damen sprachen von Geduld, von Schienen und hatten noch allerlei unpraktische Vorschläge. Assessor Lachmann sah die Schwierigkeiten besser ein, er nahm eine andere Seite des Vorfalls auf.

„Ich bin nur neugierig, wie der Graf das verschmerzt . . ." sagte er . . . „Erst gestern verlor er zehntausend Franken am Spieltisch. Er muß ein kolossales Vermögen haben, man spricht von ungeheuren Gütern in Böhmen, aber es ist und bleibt doch unbegreiflich, wo das hinausführen soll. Sie müssen es ja wissen, Herr Major, ist er wirklich so reich, daß er alle diese Verluste nicht empfindet?"

Inderau konnte diese Frage nicht beantworten.

Während sie sich durch die Menge drängten, in der allenthalben ähnliche Aeußerungen laut wurden, kamen sie an einem eleganten Dogscar vorüber, auf welchen Graf Konski eben die blonde Marquise hinaufhob. Inderau, der knapp an den Grafen streifte, ohne daß dieser, ihm den Rücken kehrend, eine Ahnung davon hatte, vernahm, wie derselbe, offenbar auf eine früher gethane Frage des Marquis, die Worte hinwarf:

„Ich glaubte es auch, aber er ist zu vorsichtig; Sie sehen ja, daß er hier war. Gleichviel, sie soll ein Ende machen!"

Ein kurzer Laut wie ein abgebrochenes wildes Auflachen folgte, dann schwang sich der Graf auf den Bock und ließ die Pferde, ehe er die Zügel noch recht in Händen hatte, mitten in das dichteste Gedränge der

sich entfernenden Zuschauer hineinbrausen, als ob ihm ein weiterer Unglücksfall gerade noch willkommen wäre. Die Menge stob kreischend auseinander, und die Ausrufe und Bezeichnungen, die dem Lenker des tollen Gespanns folgten, zeigten die allgemeine Stimmung in bedrohlicher Erregung. Da waren aber lauter sogenannte gebildete, feine Leute, und der Graf, dem anderwärts vom empörten Volke vielleicht übel mitgespielt worden wäre, hatte hier am Ende doch nichts zu befahren.

Die vernommenen Worte hatten Inderau seltsam getroffen. Daß sie in keinem Zusammenhange mit dem Vorfalle auf dem Rennplatze standen, konnte er sich leicht reimen, doch worauf bezogen sie sich sonst? Sollte er selbst es sein, dem, wie schon einmal in's Angesicht, der Vorwurf zu großer Vorsicht gemacht wurde? Fast mochte er es glauben. Dem Grafen war es also ungelegen gewesen, ihn hier zu sehen. Wer aber war denn sie, die ein Ende machen sollte? Es lag so viel Drohendes in dem Tone, mit dem die Worte gesprochen worden waren, daß Inderau sich einer geheimen Besorgniß nicht entschlagen konnte. Nichts deutete eigentlich, recht bedacht, auf Sittah und dennoch kehrten Inderau's Gedanken immer wieder zu ihr zurück. War ein Argwohn erwacht, die Gräfin irgendwie gefährdet?

Was sollte es heißen, daß sie ein Ende machen sollte? Inderau hatte gesehen, daß der Revolver, mit dem der Schuß geschah, dem Grafen von einem Diener aus seinem eigenen Ueberrocke gereicht wurde, den derselbe auf dem Arm trug. Was war nicht von der Leidenschaft und Wildheit zu befürchten, welche, wie demnach zu vermuthen stand, die tödtliche Waffe allezeit bei sich zu führen pflegte, denn daß es nur heute und eben in der Voraussicht des eingetretenen Ereignisses der Fall war, ließ sich nicht recht annehmen. Und Sittah in der Macht eines Menschen zu sehen, der so jeden Augenblick zu einer gewaltsamen That bereit war, der Gedanke schien Inderau mit einem Male unerträglich.

Sein Verstand hatte keinen Grund, gerade jetzt eine dringend nahe Gefahr vorauszusetzen, aber es gibt Stimmungen, in welchen die vernünftigsten und klarsten Erwägungen einmal nicht Stich halten wollen und der Mensch von dunkeln, unerklärlichen, doch in ihrer instinktiven Gewalt unwiderstehlichen Empfindungen geleitet wird.

Ohne daß Inderau sich eigentlich eines Vorsatzes bewußt geworden, hatte er alsbald nach der Rückkehr seine Gesellschaft verlassen und den Weg nach der Villa eingeschlagen.

Der Graf, so wurde ihm vom Diener bedeutet,

sei im Schweizerhause, die Gräfin aber im Salon. Durch die geöffnete Thür drangen noch die Schlußakkorde einer fremdartigen, zu Ohr und Herzen dringenden, träumerischen Melodie. Sie traf Inderau wie ein elektrischer Schlag. Was hörte er nicht alles aus diesen Klängen heraus, welche Bilder zauberten sie aus der Vergangenheit herbei, welche Erinnerungen riefen sie ihm wach?

Es war die Ballade aus der weißen Frau.

Der weite, glänzend erleuchtete Theatersaal that sich auf. Hier auf dem Balkone der junge übermüthige Offizier, dort im dunkeln Hintergrund der Loge das feurige Augenpaar, das schalkhafte Lächeln eines lieblichen Frauenbildes und über den weiten Raum gespannt eine unsichtbare Irisbrücke, über welche hin die Gedanken und Wünsche als Boten gingen von Seele zu Seele, bis Beide sich gefunden — gefunden und verloren.

Die Melodie riß ab — die Brücke war gebrochen.

Sechstes Kapitel.

Die Gräfin erhob sich beim Eintritt des Besuchers, man sah, daß ihr derselbe unerwartet kam. Inderau glaubte sogar eine Unsicherheit in ihren Bewegungen und ein leises Erröthen zu bemerken, wie wenn sie bei etwas Ungerechtem überrascht worden wäre. War die Ballade zufällig gespielt worden, wie irgend ein anderes Musikstück, oder drangen sich auch ihr dabei Erinnerungen auf, war die Melodie vielleicht sogar von den Erinnerungen herbeigelockt — wer konnte es sagen?

Es fiel ihm mit einem Male bei, daß er sich nun ganz allein Sittáh gegenüber befand, und der Ton, den er in Gesellschaft angeschlagen, erschien ihm wie eine widerliche Maske, sinnlos, wie zwischen zwei Menschen, die sich genau kennen und genau wissen, daß

sie sich gegenseitig nicht täuschen, die dennoch vorgehaltene Gesichtslarve. Und wieder ist es die einzige Bedingung, unter der zuweilen einzelnen Menschen die Möglichkeit eines Verkehrs gegönnt ist. Legte er sie ab, wie konnte er Sittah gegenüberstehen?

Er durfte nicht daran denken, den Grund seiner geheimen Unruhe anzugeben. Doch entfernte er sich nicht zu sehr von der Wahrheit, indem er seinen Besorgnissen um ihre Gesundheit Ausdruck gab. — „Der Graf . . .“ sagte er . . . „behauptet zwar, nur eine Laune habe Sie verhindert, heute zu Hause zu bleiben, ich konnte mich aber eines Zweifels nicht erwehren.“

„Warum? . . .“ entgegnete Sittah, die sich auf eine Chaiselongue mit dem Rücken gegen das Licht niederließ und Inderau einen Fauteuil anwies . . . „Er hat Recht gehabt. Ich bin nicht krank, nicht einmal unwohl — ich fühlte mich nur nicht gestimmt, und das nennt man ja wohl Laune.“

Obgleich ihr Antlitz im Schatten lag, erschien es Inderau doch auffallend bleich, die Züge waren abgespannt, daß man trotz ihrer Schönheit doch heute die Jugend darin vermißte, es wollte ihm sogar scheinen, als hätten die leise gerötheten Augen geweint. Und sie wollte nicht krank sein! Aber der Ausdruck des Leidens, der ihn rührte, wich unter der Macht der

Selbstbeherrschung alsbald jener stolzen Kälte, die er nun schon genügend an ihr kannte.

„Warum nicht aus Laune? . . .“ fuhr sie mit einer Ironie fort, deren Bitterkeit nicht zu verkennen war . . . „Oder sollten die Herren der Schöpfung allein berechtigt sein, den Impulsen des Moments zu folgen, weil sie geschickt genug sind, ihre Handlungen hinterher durch allerlei Spitzfindigkeiten als logische Nothwendigkeit hinzustellen. Man schilt das Kind, wenn es eine Blume abreißt und zerflückt, der Mann aber ist vielleicht noch stolz auf seine That, wenn er, um die Lust am Spielzeug einer Minute zu büßen, ein ganzes Dasein zerstört.“

„Worauf zielen Sie? . . .“ fragte Inderau mit tiefem Ernst. Sein Herz pochte heftig. Sollte es sich um eine Erörterung der Vergangenheit handeln? Was er gehört, klang wie ein direkter Ausfall gegen ihn selbst, und zwar einer, gegen den sich zu vertheidigen er keineswegs gefaßt war. Wie war es möglich, einen Vorwurf, zu dem er sich unbedingt berechtigt hielt, ihm vorwegzunehmen und gegen ihn selbst zu kehren? War die Stunde der Erklärung endlich da?

Seine Erwartung erfüllte sich nicht. Mochte Sittah bei ihren Worten auch etwas der Art gedacht haben, sie zog es vor, eine andere nahe liegende Deutung

unterzuschieben und innerhalb der Grenzen einer gewöhnlichen gesellschaftlichen Konversation zu bleiben.

„Worauf? . . .“ sagte sie mit scharfem Blick auf Inderau, wie wenn sie hinzusetzen wollte: und das weißt Du nicht?! Nach einer Pause, während welcher sie sich besann, erklärte sie achselzuckend . . . „Waren Sie heute denn nicht Zeuge, wie ein armes Geschöpf, ein lebendiges Spielzeug, der Laune zum Opfer fiel?“

So wenig die Herbheit und Schwere der früheren Worte zu diesem vorgeblichen Anlasse passen wollten, mußte Inderau der Wendung sich doch fügen.

„Sie lieben das Vergnügen des Reitens . . .“ wendete er ein . . . „wie kommt es, daß Sie so streng über die Wettrennen urtheilen?“

„Reiten und Rennen sind in meinen Augen ganz verschiedene Dinge. Ich verstehe nichts von den volkswirthschaftlichen Zwecken, welche den Rennen zugeschrieben werden, doch halte ich sie für einen Selbstbetrug. Es kann keinen Nutzen haben, Generationen von Pferden heranzuziehen, die einzig und allein da sind, um von Zeit zu Zeit einen athemlosen Lauf um die zur Schaubühne abgesteckte Bahn zu thun. Ich sehe in Rennen nichts Anderes, als barbarische Schauspiele, wie Stier- und Hahnenkämpfe, hauptsächlich dazu arrangirt, sich ohne geistige Eigenschaften hervor-

zuthun und die Aufregungen hohen Hazardspiels zu genießen."

Inderau vermochte ihr nicht ganz Unrecht zu geben, wiewohl er erkannte, daß ihrer scharfen Verurtheilung hauptsächlich persönliche Erbitterung zu Grunde lag. Die Verschwendung ihres Gatten gerade auf diese Lieblingsneigung, die schon in früheren Jahren ein Vermögen verzehrt, mochte ihre Antipathie genährt, wo nicht begründet haben. Der heutige Vorfall war wenig geeignet, ihre Meinung zum Bessern zu ändern.

Sie hatte nur einige Andeutungen gehört, der Graf war für eine eingehende Relation zu aufgeregt und vermied es, mit seiner Frau zusammenzubleiben. Inderau mußte ihr nun Alles genau mittheilen. Ihre Stirne verdüsterte sich dabei immer mehr, und als des Sturzes, des Schusses Erwähnung geschah und der Zornausbruch des Grafen aus der absichtlich gemäßigten Schilderung hervortrat, sah Inderau seine Zuhörerin vom Froste geschüttelt das Antlitz abkehren, als fürchte sie, ihn ihre Empfindungen errathen zu lassen.

Es schien ihm, wenn je der Augenblick günstig, eine Warnung einfließen zu lassen. War sie wirklich bedroht, so durfte dieselbe nicht unterbleiben; sah er Gespenster am hellen Tage, so gingen seine Worte

spurlos vorüber, sobald er nur vermied, in eigener Person mit einem Rath oder Argwohn hervorzutreten. Sittah mußte am besten wissen, ob sie bedroht war und in diesem Falle den richtigen Sinn aus der aufgefangenen Aeußerung ihres Gatten herausfinden.

Er gab sich daher den Anschein, als deute er dieselbe auf Vorgänge und Verhältnisse, die mit dem Rennplatze in Verbindung ständen und des Grafen Abreise veranlaßten, der nur die Launen seiner Frau entgegenstünden, die bei ihrem Badearzte Unterstützung fänden.

Sittah blickte gespannt auf.

„Wie sagen Sie, daß die Worte lauteten? . . .“ fragte sie lebhaft.

Inderau sah sie fest an und wiederholte das Gehörte getreu in französischer Sprache.

„Ich glaubte es auch, aber er ist zu vorsichtig. Sie sahen ja, daß er hier war. Gleichviel — sie soll ein Ende machen!“

Die Gräfin zuckte, wie von einem Geißelschlag getroffen, zusammen.

„Welche Schmach! welche Schmach! . . .“ rief sie aufspringend und barg das Antlitz in ihren Händen . . . „Mußte ich es denn nicht erwarten?“

Also doch! Inderau sah jetzt, daß er mit seiner Warnung recht gethan. Die Ahnung, welche ihn dazu getrieben, war begründet gewesen. Wußte er auch selbst noch nicht, um was es sich eigentlich handle, die Gräfin hatte sofort die Beziehung erkannt.

Rasch und unsicher that sie einige Schritte, dann kehrte sie zu Inderau, der sich gleichfalls erhoben hatte, zurück und bot ihm die Hand. Es war dies das erste Mal, seit er sie wiedergesehen.

„Ich danke Ihnen . . .“ sagte sie mit bewegter Stimme . . . „ich danke Ihnen. Und was auch immer zwischen uns liegt, ich will Ihnen diese Stunde nie vergessen, in der Sie es gut mit mir gemeint.“

„Nur in dieser Stunde? Ich habe es immer gethan . . .“ konnte sich Inderau zu erwidern nicht enthalten.

Es war ein eigenthümlicher Blick, der ihn traf. Sittah zog scheu ihre Hand zurück, ihr Auge schlug sich nieder und ihre Stimme klang leise und bebend, während ein Schauder ihren Körper durchlief.

„Herr Major . . .“ sagte sie mit mehr Zurückhaltung . . . „mein Ungestüm in meinem ersten Verlangen berechtigte Sie zur Zurückweisung. Sie haben mir dann Ihre Abreise freiwillig angeboten; nun denn, ich bitte Sie jetzt darum, um meiner Sicherheit willen!“

„Ihre Sicherheit? Ist sie denn bedroht?“

„Fragen Sie nicht! Reisen Sie!“

„Und kann ich denn nichts Anderes thun, Sie zu schützen? . . .“ rief Inderau erregt aus.

„Wie kämen Sie dazu?“

Sittah's dunkle Augen ruhten fest und fragend auf ihm. Die stolze Zurechtweisung traf ihn so hart, daß er bitter das Haupt sinken ließ. In der That, wie kam er dazu, die Frau eines Andern schützen zu wollen?

„Ich gehe . . .“ sagte er nach einer Weile mit schmerzlicher Gelassenheit . . . „Ich will mich nicht eindrängen in Angelegenheitn, die mich nichts angehen; doch jetzt, da wir abermals und vielleicht für immer scheiden, muß ich nochmals den Vorwurf widerlegen, den Sie vorhin, ich weiß nicht aus welchem Grunde, gegen mich vorbrachten. Nie — glauben Sie mir es — nie habe ich es anders als gut mit Ihnen gemeint. Ich darf in dieser Minute wohl das Maskenspiel aufgeben, und nach Allem werden Sie mir nicht zutrauen, daß ich Sie verletzen will, indem ich Ihnen sage, daß ich Sie innig und wahr geliebt. Ja, innig und wahr! . . .“ wiederholte Inderau, als ein leiser Laut über Sittah's Lippen kam . . . „Ich sage es nur, damit Sie Vertrauen zu mir fassen, denn es könnte

doch eine Stunde kommen, wo Sie meiner bedürfen. Ich wünsche ein solches Zusammentreffen der Umstände nicht, aber wenn es eintritt, dann — lassen Sie mich die Bitte aussprechen — dann gedenken Sie meiner. Ich werde stets bereit sein, Rath und That für Sie einzusetzen. Sie sehen daraus, daß ich ehrlich alles Vergangene auch vergesse."

Vielleicht hätte er noch mehr gesagt, aber Alfred, der vom Garten hereingesprungen kam, der Mutter irgend ein Kindergeheimniß anzuvertrauen, schnitt seine Rede ab.

Es war eine seltene Heftigkeit, mit der Sittah sich zu dem Kleinen herabbog und ihn an sich riß, als wolle sie ihn eifersüchtig jedem andern Einfluß entziehen, als suche sie in ihrem Kinde Kraft und Festigkeit, die sie zu verlassen drohten. Inderau deutete die Bewegung anders. Er glaubte darin ein kaltes, hochmüthiges Abwenden zu sehen, wie er es nicht verdient zu haben fühlte. Es that ihm weh, doch bezwang er sich.

„Leben Sie wohl, Sittah . . ." sagte er ruhig . . . „und zweifeln Sie niemals, am wenigsten aber, wenn Sie einen treuergebenen Freund brauchen — daß ich es immer gut gemeint habe."

Dann ging er durch die Veranda in den Garten

hinaus, ohne noch einmal zurückzusehen. Es war still in ihm — grabesstill. —

Auf den Stufen, die von der Veranda herabführten, stieß er auf den Grafen, der von dem Schweizerhause herkam, und dessen noch höher als gewöhnlich geröthetes Gesicht eine starke Aufregung verrieth.

„Hoho, Sie da! . . .“ rief er Inderau mit gezwungenem sarkastischem Lachen an . . . „Ich hätte es denken können, daß Sie die Sorge um das Wohlbefinden meiner Frau hierherführt. Aber Sie wollen doch nicht schon fort? Nichts da, nichts da, verehrtester Herr Major, das sähe ja gerade so aus, als ob Sie sachte aus dem Gehege schleichen wollten. Es ist zwar sehr schön, wenn Sie der Dame vom Hause Ihre zarte Aufmerksamkeit widmen, aber warum deshalb dem Gatten ausweichen? Haben Sie ein schlechtes Gewissen? Dergleichen soll bei Männern vorkommen, die von der Gunst der Frauen verwöhnt sind.“

Inderau war betroffen. Was wollte der Graf? Die Rede war für einen Scherz zu derb, und barg sich Ernst dahinter, weshalb kleidete er sich in diese Form, die immerhin ein Ausweichen gestattete? So wog Inderau die Wahrscheinlichkeit ab, indeß er zögernd stehen blieb.

„Sie sind erhitzt, Graf . . .“ sagte er . . . „der heutige Vorfall hat Sie alterirt.“

„Einer Mähre wegen? Das fehlte noch. Ein paar Flaschen Chateau d'Yquem, und man denkt nicht mehr daran . . .“ Er lachte abermals auf, und man konnte leicht errathen, daß die Methode, Vergessenheit zu suchen, bereits angewendet worden war . . . „Sie haben sicherlich eine so anschauliche Schilderung geliefert, daß meine Frau in Rührung zerfließt. Es war ihr Liebling. Haha! Er mußte daran glauben. Das passirt den Lieblingen zuweilen so. Was meinen Sie? — Aber wie grausam, jetzt gehen wollen, wo Sie das Uebel einmal angerichtet! Da, trocknen Sie erst die Thränen, die Sie fließen gemacht. Es ist ja süß, Thränen trocknen, zum Mindesten eben so süß, als sie entlocken; — Sie verstehen ja beide Gewerbe.“

Inderau überhörte die wiederholte Anzüglichkeit nicht. Sie ließ sich kaum mißverstehen, aber er vergaß momentan, eine Antwort zu geben, da er sich bei den letzten Worten, die von einer Armbewegung des Grafen begleitet waren, umgewendet hatte und nun, wiewohl er ein wenig tiefer stand, doch über die Fliesen der Veranda hinweg und durch die offenstehende Glasthüre in den Salon hineinsah. Da erblickte er

denn eine Gruppe, die ihn mächtig ergriff, wie sie des Grafen zornigen Spott erregt hatte.

Sittah saß vor dem Flügel, mit dem Rücken gegen die Thüre; sie hielt Alfred umschlungen, ihr Antlitz war auf sein Haar herabgesenkt und sicherlich von Thränen überströmt. Wenn man es auch nicht sehen konnte, die ganze Haltung tiefen Schmerzes zeugte dafür. Sittah mußte von demselben so ganz hingenommen sein, daß sie die in den Salon dringenden Laute nicht vernahm; der Kleine aber hatte die Stimmen erkannt. Rasch machte er sich von der Mutter los und lief in die Veranda heraus.

„Papa, Papa! . . .“ rief er, selber dem Weinen nahe . . . „Maman ist traurig, Maman weint!“

Er wollte des Grafen Hand fassen, dieser aber riß sie heftig weg. Ein Stoß, ein Tritt und der Knabe taumelte und schlug zu Boden. So leise der Schrei auch war, den er ausgestoßen, die Mutter überhörte ihn nicht; sie flog vom Sitze auf, mit einem Sprunge stand sie auf der Schwelle. Doch Inderau war schon bei dem Kleinen, den er aufrichtete und liebevoll beruhigend an sich drückte.

„Hast Du Dir weh gethan, Kind? . . .“ fragte er tröstend.

Der Kleine schüttelte scheu den Kopf und weinte leise.

„Was ist's auch um eine Beule oder um ein geschundenes Knie?" höhnte der Graf.

Inderau, den die Worte noch mehr als die Rohheit der Handlung empörten, konnte sich nicht halten.

„Wußten Sie, daß es dabei sein Bewenden habe? Sie konnten das zarte Wesen zum Krüppel machen für Lebenszeit."

Der Vorwurf war nicht geeignet, die ungezähmte Leidenschaft zu dämpfen, deren Beute der Graf schien.

„Was läuft mir auch der Range zwischen die Beine! . . ." rief er mit einem unverhohlenen Blicke des Hasses, so daß auch Inderau die Selbstbeherrschung verlor und mit verächtlichem Ausdruck entgegnete:

„Es scheint, Sie sind nur gewöhnt, Pferde zu bändigen."

„Hoho, und allenfalls auch Unverschämte zu züchtigen, ich liebe für Beide dieselbe Methode! . . ." fiel der Graf ein. Seine grimmig funkelnden Augen hefteten sich dabei auf Inderau, der sich aufgerichtet und die Gewalt über sich wieder gefunden hatte.

Nun aber kam Sittah, die bis jetzt bleich und zitternd in der Thüre gestanden war, jeder weiteren Entgegnung zuvor.

„Nein, nein, keinen Streit in dieser Sache! . . .“ stieß sie hastig und mit versagender Stimme hervor . . . „Es ist nichts geschehen. Gehen Sie, Inderau, ich bitte Sie darum, gehen Sie und nehmen Sie Alfred mit sich — mit sich in den Garten, dort werden Sie gewiß Hermine finden. Bringen Sie ihn ihr.“

Ihre Worte stockten so seltsam, ihre von Thränen verschleierten Augen blickten so bittend, er neigte sich vor ihr und wendete sich, den Knaben, der immer noch ängstlich seine Hand festhielt, mit sich führend, zum Gehen.

„Ich denke, wir sprechen uns noch! . . .“ rief ihm der Graf mit aufeinandergebissenen Zähnen nach. Inderau wandte sich, von der letzten Stufe tretend, und sagte ruhig:

„Sie wissen mich ja zu finden.“

Dann ging er die geschlungenen Kieswege entlang zwischen den Gebüschen hin. Der Knabe klammerte sich scheu an ihn und wie um seinen Schutz zu erflehen, sagte er mehrmals heimlich:

„Papa ist so böse — so böse!“

Wie weh that es Inderau heute, den Kleinen von dessen Papa sprechen zu hören, von demselben rohen Menschen, der sich eben erst des Glücks, ein Kind zu besitzen, so vollkommen unwürdig gezeigt! Er konnte

sich nicht enthalten, als sie die Französin auf einer einsamen Bank in ihrer Lektüre vertieft getroffen, das liebe, herzige Kind, ehe er es der Wärterin übergab, emporzuheben und zu küssen. War es denn nicht ihr Kind? Und seltsam, auf dem Heimwege dachte er weit weniger an den stattgehabten Wortwechsel und dessen voraussichtliche Folgen, als an Sittah, und von Allem, was gesprochen worden, klang in ihm sein eigener Name am deutlichsten nach, mit dem sie ihn zum ersten Male angeredet, als sie ihn zu gehen bat. Bis dahin war er immer der „Herr Major" gewesen. Das vor ihrem Gatten darin ausgesprochene Vertrauen that ihm wohl. Mehr als einmal tauchte dann die Frage in ihm auf: „Wem haben wohl ihre Thränen gegolten? der Gegenwart oder der Vergangenheit?"

Auch in der Villa ward die Frage aufgeworfen.

Die Gatten fanden sich allein. Sittah war, ohne ein Wort an den Grafen zu verlieren, in den Salon zurückgekehrt, und unwillkürlich hatte sie wieder den Sitz vor dem Flügel aufgesucht, doch ihre Hände lagen unthätig verschlungen im Schooß. Es dunkelte bereits.

„Gib Befehl zum Einpacken! — Wir reisen . . ." sagte der Graf, der ihr gefolgt war, barsch, indem er sich in einen Fauteuil warf; als er keine Antwort erhielt, nahm er nach einer Weile mit verstärkter

Stimme wieder das Wort . . . „Hast Du gehört, wir werden reisen! Nach Biarritz, Paris, was weiß ich, wohin, mit einem Wort nach Frankreich, sobald ich diesem Unverschämten einen Denkzettel gegeben!"

Sittah that sich Gewalt an, ihre Linke glitt jetzt langsam über die Tasten, sie wußte selber nicht, daß es zerrissene Akkorde aus der Ballade waren, die sie träumerisch griff.

„Bist Du dessen so gewiß?" . . . fragte sie mit erzwungener Ruhe, die ihren Gatten noch mehr aufstachelte.

„So gewiß . . ." rief er denn auch mit bösem Hohne . . . „so gewiß, als seiner Beziehungen zu Dir!"

Sittah schlug einige hartklingende Töne an. Dann verschränkte sie die Arme, als vermöge sie so ein übermächtig werdendes Gefühl in die Brust zurückzudrängen, und legte sich an die Lehne des Stuhles zurück.

„Du bist überrascht, was? . . ." lachte der Graf . . . „daß wir so scharfblickend waren, das Geheimniß zu durchschauen. Der Zufall ist uns Spielern zuweilen im Leben günstiger als am grünen Tische. Er verrieth mir die Spur und ich müßte blind gewesen sein, um nicht darauf forttappen zu können. So sind wir denn im Klaren. Oder leugnest Du noch immer?"

„Ich wüßte nicht, daß ich je geleugnet . . ." er=

widerte Sittah, deren Busen sich unter raschen Athemzügen hob und die, während ihr Gatte sprach, die Unterlippe blutig gekaut hatte . . . „Wenn ich den Namen zu nennen verweigerte, so hatte ich ein Recht dazu."

„Um Dir die Möglichkeit zu wahren, gelegentlich an die Vergangenheit anzuknüpfen, und ohne mein Wissen den Helden derselben wieder heranzuziehen, wie es de facto hier geschehen."

„Du gibst Dir vergeblich Mühe, die Dinge zu verkehren . . ." versetzte Sittah mit kaltem Achselzucken . . . „Es war niemand Anderer als Du selbst, der den Major mir zugeführt, ja als Deinen alten Bekannten mir völlig aufgezwungen."

„Für diese Galanterie . . ." fiel der Graf mit widerlichem Scherze ein . . . „verdiene ich wohl Dank."

„Verachtung, meinst Du."

„Oho! . . ." rief der Graf aufspringend.

„Soll ich Dir sagen . . ." sprach die Gräfin eisig weiter . . . „wozu Du ihn zu mir gebracht? Glaube Du nicht, daß man Deine Gedanken nicht ebenfalls durchschaute; sie sind so niedrig, daß man allerdings an ihrer Möglichkeit zweifeln möchte, wenn man nicht allmälig von derselben die Ueberzeugung gewonnen, wie es mir beschieden war."

„Du könntest schmeichelhafter von mir sprechen ...“ höhnte der Graf.

„Nun denn ...“ fuhr Sittah, ohne die Unterbrechung zu beachten, in schneidendem Tone fort ... „Dein Manöver ist mißlungen. Du hättest es gern gesehen, wenn ich, das mir selbst gegebene Wort vergessend, in ein Verhältniß getreten wäre, dessen Entdeckung ich fürchten mußte. Dir war es nicht genug, daß ich, jedes Widerstandes längst müde, dieses Zusammensein mit der Marquise schweigend trug —“

Der Graf benützte die Pause, die sie machte, ihr in's Wort zu fallen.

„Da Du so großmüthig warst ...“ spottete er cynisch ... „von allem Anfang an Deinen Ansprüchen auf eheliche Treue und dergleichen zu entsagen, so durfte ich mich wohl gelegentlich anderswo engagiren und Du solltest meine Bestrebungen besser würdigen, die nur darauf gerichtet waren, Dir gleichfalls den Badeaufenthalt —“

„Schweig'! ...“ schnitt ihm Sittah die weitere Rede empört ab ... „Du hast Dich zu dem verächtlichsten Gewerbe nur aus habsüchtiger Berechnung erniedrigt. Dir war es darum zu thun, die Gelegenheit zu einer Erpressung zu schaffen und Dir meine eigene

Schmach von mir um einen guten Preis abkaufen zu lassen."

„Etwa wie das erste Mal . . ." lachte der Graf in wildem Hohne auf . . . „Wir sind ja schon an derlei Geschäfte gewöhnt, mein Täubchen. War ich damals gut genug, Deine Schande zu decken —"

„Du lügst! . . ." rief Sittah leidenschaftlich aus. Sie war aufgesprungen und stand mit flammenden Augen und wogender Brust, schön in ihrem lodernden Zorne, vor dem Manne, der ihr Schutz zugeschworen, sie vor jedem Unglimpf wahren sollte und nun selbst die vernichtendste Schmähung gegen sie geschleudert... „Du lügst und Du weißt es, daß Du lügst; das ist feige und nichtswürdig!"

„Nimm Dich in Acht! . . ." drohte der Graf.

„Ja, Du weißt, daß Du lügst, denn als ich Wien verließ, hatte ich Dich nicht aufgefordert, mir zu folgen. Oder that ich es etwa? Ich sah im Gegentheile alle Verhandlungen für abgebrochen an, das mußten Dir auch meine Zeilen deutlich darthun. Du aber ließest Dich nicht abschrecken und kamst nach Hodowes. Ich wies Dich auch da mit klaren Worten ab, und erst, als Du drängtest, gestand ich, Deiner Ehre vertrauend, Alles offen bis auf den Namen des Mannes, dem ich angehört, und Du warst es, nicht ich, der schließlich

dennoch auf der Verbindung beharrte, der für Alles eine Entschuldigung fand, der mich beredete und ein ruhiges, friedliches Zusammenleben in Aussicht stellte, aus dem sich vielleicht, wenn die Zeit Alles gemildert, eine warme, freundliche Zukunft für mich — für uns alle Beide entwickeln konnte."

„Es hätte Mühe gekostet, Deiner Eisnatur Funken zu entlocken. Wenigstens sprangen sie nicht für mich. Meine Schuld ist es nicht, daß sich dies liebliche Idyll nicht zur Wirklichkeit gestaltete."

„Dir war es nie darum zu thun."

„Ein echter Frauenvorwurf! . . ." spottete der Graf . . . „Nun wird mir wohl gar zum Vorwurf gemacht, daß meine Verehrung nicht glühend genug gewesen. Aber man dient heutzutage nicht mehr sieben und abersieben Jahre für Rahel, um so weniger, wenn man weiß, daß sie gegen Andere minder spröde gewesen."

Sittah hatte sich verächtlich abgewendet. Eine solche Gesinnung war wie Straßenkoth, welcher Jeden beschmutzt, der mit ihm in Berührung kommt.

„Du lügst abermals . . ." erwiderte sie, ihre Kälte wiederfindend . . . „Dir lag nur an den Gütern. Die wolltest Du erwerben um jeden Preis — nicht mich!"

„Und der Preis war, denk' ich, kein geringer...“ Der Graf stand nun ebenfalls auf, sein Ton änderte sich plötzlich, scharf und bestimmt gab er seinen Willen zu erkennen . . . „Zu Ende! Wir reisen. Mache die nöthige Summe flüssig, meine Kasse ist trocken.“

„Deine Sache . . .“ versetzte Sittah kurz.

„Reize mich nicht! Die Güter sind mit Hypotheken überschuldet, ich habe heute Unglück gehabt, die Wetten müssen gedeckt werden — außerdem habe ich noch andere Anforderungen zu befriedigen — ich muß, verstehst Du — ich muß!“

„Du weißt, daß ich kein Geld habe.“

„Und die Summe, die Dir nach Deinem Manne zufiel! . . .“ brauste der Graf auf . . . „die hunderttausend Gulden?“

„Ich habe Dir schon wiederholt gesagt, daß Du keinen Anspruch darauf hast.“

„Das Gut —“

„Keines von beiden!“

„Noch einmal, reize mich nicht. Ich bin heute nicht in der Laune, mit mir spielen zu lassen.“

Sittah, die an einem Sessel lehnte, hob das Auge fest zu dem des Grafen empor, und uneingeschüchtert von der bösen Glut, die darin brannte, nahm sie das Wort.

„Ich habe Dir keinen Einwurf gethan, als Du das Geld verschwenderisch ausstreutest . . .“ sagte sie . . . „keinen, als Du unser Vermögen zerrüttetest, wie Du es zuvor mit dem Deinigen gethan; als ich Dich einmal warnte, lachtest Du, und ich ließ Dich das Majorat überbürden und entwerthen. Das kleine Gut aber, das mir persönlich gehört, die Summe, welche Rodnitz mir hinterließ, die sollen nicht in Deine Hände fallen. Du kennst ihre Bestimmung und hast sie gebilligt. Mein Sohn soll nicht darben dereinst.“

„Und damit dem Buben nichts entzogen werde, meinst Du, solle ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen?“

Die Worte waren mehr gezischt als gesprochen. Die unheimlich gesteigerte Wuth verzerrte die Züge des leidenschaftlichen Mannes, sein brennender Blick schien Sittah verzehren zu wollen und seine Faust faßte ihren Arm, daß sie einen Schmerz fühlte, als bräche das Gelenke.

„Das Thier . . .“ knirschte er . . . „das mich heute um eine Summe betrog, die kaum ein Zehntel dessen ist, was Du mir seinethalben vorenthältst — das Thier mußte sterben. Meinst Du, ich ließe mir gutwillig die Stirne bieten? Was mir den Weg verstellt, zertrete ich! Ein Wurm hat nur so lange das

Recht zum Dasein, als man es ihm läßt. Es war ein Fehler, daß es geschah. Doch Fehler lassen sich verbessern!"

Damit ließ er Sittah's Arm los, denn er hörte sprechen. In Haß und Angst erbebend schlug sie halb das Auge zu ihm auf, dann sank sie wie gebrochen auf einen Stuhl nieder.

Die Stimmen nahten rasch. Der Marquis und seine schöne Gemahlin kamen durch die Veranda. Die Marquise war in einer bizarren Toilette.

„Was sagen Sie zu meiner neuen Robe, cher ami? . . ." plauderte sie . . . „ist sie nicht du plus haut chic? Aber was seh' ich, meine Liebe, Sie sind also ernstlich unwohl? Nicht wahr, die Geschichte mit dem armen Attaqueur ist so ergreifend. Pauvre diable! Aber der Graf war superb, wie er ihn erschoß. Tout à fait eine Räuberszene aus den Pyrenäen im Hippodrom. Fierebras tödtet sein Pferd, um es den verfolgenden Gendarmen nicht zu überlassen. Doch wie, cher comte, noch nicht en toilette? Wir wollen doch in das Konversationshaus. Wie schade, theure Gräfin, daß Sie nicht mit können, Sie sollten sich Ihrer Migräne nicht so sehr hingeben. Allons, mon cher comte, un petit jeu nous retablira."

Der Graf, dessen Augen noch in wildem Feuer

glänzten, spielte den Charmanten, lächelnd deutete er auf seine Frau.

„Kleine Streitigkeiten machen die Ehe pikant . . .“ sagte er . . . „Heute habe ich sicherlich Glück im Spiele.“

Siebentes Kapitel.

Frau Bertha präsidirte am Theetische.

Man hatte beschlossen, den Abend zu Hause zuzubringen. Der Aufregung war für den Tag genug gewesen. Amalie beklagte sich zudem über Kopfschmerz, den ihr der Sonnenschein und der Schreck beim Wettrennen verursacht. Und die Symptome schienen sich noch zu steigern, als Inderau, der sich ebenfalls eingefunden hatte, die Mittheilung machte, er gedenke, da sein Urlaub ablaufe, spätestens übermorgen seine Heimreise anzutreten.

Das hübsche Gesichtchen wechselte die Farbe und die Augen senkten sich tief auf die Tasse herab. Um die Fassung war es beinahe geschehen, und der Trotz, den sie in letzter Zeit ihrem kaltherzigen Hausgenossen gezeigt, wollte ebenfalls nicht recht mehr Stich halten

Das jüngere der beiden Kinder, Inderau's Liebling, klammerte sich an ihm fest.

„Wir lassen Dich nicht fort, Onkel . . .“ rief die Kleine weinerlich und er strich ihr sanft über das blonde Gelock, aber sein Blick hing zerstreut an den Gardinen, welche das Fenster ihm gegenüber verhüllten.

„Du willst ausreißen? . . .“ rief der Professor, indem er auf den Tisch schlug, daß die Tassen und Teller klirrten . . . „Wie ist mir denn? Es muß ja der Brief noch irgendwo stecken, in welchem Du selbst von fünf Wochen sprichst, die Du mit uns hier verleben wolltest.“

„Du brauchst Dich nicht zu bemühen . . .“ sagte Inderau, indem er den Schwager, der aufspringen wollte, beruhigend am Arme faßte . . . „Ich erinnere mich selbst ganz gut und es war auch meine Absicht so. Die wenigen Tage, die fehlen, hätte ich Euch gern noch Gesellschaft geleistet, doch erhielt ich heute einen Brief, es scheint, daß mir eine andere Bestimmung zugedacht ist, und da dürften denn doch einige Vorbereitungen nöthig sein.“

„Aber Deine Kur? . . .“ versuchte Sinzenbach noch kleinlaut einzuwerfen.

„Hat ja die besten Folgen gehabt. Eine Mahnung werde ich im Arme wohl immer behalten. Wo gibt's eine alte Wunde, die nicht zuweilen schmerzte?“

War es Wehmuth, die aus seinen letzten bedeutungsvollen Worten klang? Amalie hob das Auge und streifte flüchtig den Sprecher, als wollte sie den Sinn der Worte aus seinen Zügen herauslesen. Frau Bertha stickte emsig an dem Namenszuge fort, mit dem ihre geschickten Hände ein feines Battisttuch verzierten. Ihr Blick war fest darauf geheftet, sie sprach kein Wort, und das war ein Zeichen, daß sie ihre eigenen Gedanken hatte, die sie aber momentan besser für sich zu behalten erachtete. Sie durchschaute die Angabe ihres Bruders als einen Vorwand, wenn sie auch nicht Alles errieth.

In Wahrheit drängte Inderau auch nichts zur Abreise, als sein Versprechen. Da er nun mit Sicherheit im Verlauf des folgenden Tages eine Botschaft des Grafen erwartete, so gedachte er es so einzurichten, daß er mit ihm Tags darauf jenseits der Grenze zusammentraf, wobei seiner Abreise alles Auffallende benommen würde, wenn er heimzukehren vorgab, was freilich dann noch eine Frage an das Schicksal blieb.

Seine Schwester hielt nur mit Mühe an sich, bis die Kinder zur Ruhe gingen und Amalie, auf ihr Unwohlsein hinweisend, sich denselben angeschlossen; dann aber mußte das gewaltsam Unterdrückte sich Luft schaffen, denn ein vollständiges „in sich selbst Zurück-

ziehen“ und „für sich selbst Verarbeiten“ war ganz und gar gegen die lebhafte und kategorische Natur der kleinen Frau.

„Also das ist der Schluß all’ der Veranstaltungen! . . .“ begann sie, kaum daß die Thüre wieder zugefallen war . . . „Konnte es eigentlich voraussehen, denn mein Bruder hatte von jeher die Gewohnheit, seinem Kopfe zu folgen. Diesmal ist’s aber nicht der eigene, sondern nur ein fremder, einer, der im Grunde gar nicht das Recht hat, Einfluß auf Dich zu üben. Daß ich Dir’s sage, Berndt, Du mußt nicht glauben, daß wir Andern mit Blindheit geschlagen sind und uns nicht an den fünf Fingern zusammenzählen können, wozu man keine Algebra und keine Astronomie braucht, auf die Ihr gelehrten Herren so stolz seid. Was die Liebe und das Herz betrifft, da verstehen wir Frauen in unserer Einfachheit gerade so viel als Ihr, ja wir vermögen noch weit besser zu ermessen, wie es ist und sich verhält, denn Ihr stürmt nur verblendet drauf los, ohne zu denken, wo es eigentlich hinaus will. Was Euch nahe liegt, was Euch erreichbar ist, sei es auch noch so kostbar, es gilt Euch nichts, Ihr habt kaum ein Auge dafür. Werth legt Ihr nur Dem bei, was Ihr nicht langen könnt. Ringen und Erringen nennt Ihr dies Verlangen und thut Euch

auf diesen echt männlichen Charakterzug gar viel zugute. Ihr Thoren denkt nicht daran, daß gerade, weil Ihr Mühe daran setzt, Euch hinterdrein der Preis stets zu niedrig dünken muß. Und zum Oeftesten wird er Euch gar nicht zu Theil. Ihr hascht nach dem Schmetterling und zertretet dabei die Blume, deren Duft und Farbenpracht Euch entzücken könnte, indeß der Falter davon flattert oder als häßlicher Wurm mit verwischten Flügeln zwischen Euren Fingern bleibt."

„Doch wohl nicht immer . . ." fiel Sinzenbach scherzhaft ein . . . „oder hätt' auch ich eine derartige Erfahrung zu beklagen?"

Seine Frau fand es unter ihrer Würde, auch nur durch das Zucken eines Augenlids anzuerkennen, daß diese Bemerkung von ihr gehört worden sei.

„Du magst Dir beiläufig entnehmen, was Dich trifft. Ich habe es nicht länger verschweigen können..." sagte sie zu Berndt gewendet . . . „ich habe es sagen müssen!"

„Sonst wäre sie daran erstickt . . ." fügte der Professor humoristisch hinzu.

„Ach Otto, wie trivial!...wies ihn Frau Bertha mit ihrem Lieblingsurtheil und der dabei gebräuchlichen gequälten Miene zurecht, was ihn aber jedesmal

ungemein zu belustigen schien, so daß man auf die Vermuthung kommen konnte, er lege es geflissentlich auf ein wenig Trivialität an, um den Geschmack seiner Ehehälfte hin und wieder auf die Probe zu stellen.

Inderau lächelte heute nicht, wie er sonst wohl bei derlei Anlässen that. Er reichte seiner Schwester die Hand über den Tisch.

„Du bist ungehalten, Bertha, Deine wohlgemeinten Pläne durchkreuzt zu sehen ..." sagte er weich ... „und ich finde das begreiflich. Glaube nicht, daß es Trotz auf männliche Selbstständigkeit ist, welche mich auf dieselben nicht eingehen ließ. Ich erkenne Deine treue Absicht vollkommen an, ja ich bin auch nicht blind und weiß die Wahl zu würdigen, die Du für mich liebevoll getroffen —"

„Aber du lieber Himmel . . ." fiel sie halb gerührt und gerade deßhalb wieder um so ärgerlicher ein . . . „wenn Du das Alles einsiehst, was hält Dich denn ab, den vernünftigsten Schritt der Welt zu thun! Denn Hagestolze liegen einmal absolut nicht in der Absicht der Schöpfung."

„Sonst gäbe es, wie statistisch erwiesen, nicht mehr Weiblein als Männlein . . ." comentirte der Professor, doch abermals ohne sich irgend einer Beachtung zu erfreuen.

„Du weißt gar nicht . . .“ fuhr Frau Bertha eifrig fort . . . „was für ein Schatz das Mädchen ist. Ich sage nichts von ihrem Vermögen, denn ganz arm bist Du ja auch nicht, sage nichts darüber, daß sie von alter guter Familie ist, denn ich kenne Deine Vorurtheile; aber sieh' nur selbst, Berndt, wie sie Dich liebt, und wahrlich, ohne daß Du besonders viel dazu gethan hättest. Du bist also in der glücklichen Lage, eine Frau zu bekommen, die, durch keine Bräutigams-Zärtlichkeit verwöhnt, Dich so liebt, wie Du gewöhnlich bist, und statt Ansprüche zu machen, Alles thun wird, Deine Neigung zu gewinnen und zu erhalten.“

„Das ist also das Geheimniß! . . .“ stieß Sinzenbach mit komischer Verzweiflung hervor . . . „Wie schade, daß ich es jetzt erst erfahre! Hätte ich das gewußt, ich führe jetzt ganz anders!“

„Ja wahrscheinlich einspännig . . .“ setzte ihm seine Frau den Kopf zurecht . . . „Ich zum mindesten hätte Dir kein gut Wort gegeben. Es gibt aber freilich Frauenherzeu — eigentlich zu ihrem eigenen Nachtheile — wie das Amaliens, und dann muß man gerecht sein, es kommt wohl auch auf den Mann an. Ja . . .“ spann Frau Bertha, ungestört durch das Räuspern und die Ohos ihres Mannes, den Faden ihrer Rede weiter . . . „um so sündhafter aber, wenn

einer, dem das Glück so lacht wie Dir, mein lieber Berndt, den günstigen Augenblick ungenützt verstreichen läßt und seine und des Mädchens Zukunft verspielt."

„Es thut mir leid . . ." meinte Inderau . . . „ich habe aber, wie Du selbst zugibst, nichts dazu gethan, Amaliens Neigung zu gewinnen oder ihr Hoffnungen zu erwecken. Sie wird sich gewiß trösten."

„Weil sie mit dem Assessor lacht und plaudert? Da sieht man wieder, wie blind Ihr Männer seid. Der, mit dem ein Mädchen so unbefangen lacht und plaudert, ist sicher nicht der Rechte. Willst Du den finden, so suche, wen es scheut, wem es ausweicht, über wem es schilt."

„Wer schimpft, der kauft."

„Ach Otto, wie trivial!"

„Wie dem sei . . ." nahm Inderau wieder das Wort . . . „ ich vermag nichts zu ändern, und hättest Du mir im Vorhinein Deine Absichten mitgetheilt, so hätte ich sie Dir entweder ausgeredet, oder wäre ganz und gar ferne geblieben. Ich bleibe, was ich zu Deinem Mißvergnügen bin — ein Hagestolz."

Der Versuch zum Scherz fand bei Frau Bertha keinen Anklang.

„Du würdest es nicht bleiben, wenn Gräfin Konski nicht wäre . . ." sagte sie und ein eigenthümlich trium-

phirender Blick verrieth, daß sie sich auf ihren Scharfblick nicht wenig zugute that. Die Wolke, die über ihres Bruders Stirn lief, bestätigte ihre Ueberzeugung und verschärfte ihren Eifer . . . „oder . . .“ setzte sie hinzu . . . „wenn sie Dir erreichbar wäre; ich meine zu einer schlichten und rechten Ehe vor dem Altare geschlossen. Diese vornehmen Damen lieben aber nur die Intriguen, das Spielen mit dem Feuer —“

„Brich ab! . . .“ fiel ihr der Bruder ernst in's Wort . . . „Urtheile nie über Leute, die Du nicht kennst, denn es dürfte Dir widerfahren, daß Du mehr als einmal Unrecht thätest, und ich halte Dich für zu gut und wahrhaft, als daß ich glauben könnte, dergleichen sei Deine Freude.“

Die kleine Frau rutschte unruhig auf ihrem Sessel hin und her. Sie suchte sich zu wehren, vermochte im Innern den Vorwurf doch nicht zu entkräften, was zur Folge hatte, daß ihr Widerwille gegen die Ursache dieser Erörterung nur noch stieg und es kam blos auf einen leisen Anstoß an, ob sie sich noch mehr ereifern, oder trotzend und mit fingirter Kälte allen weitern Verkehr abbrechen werde, als ein unerwartetes Ereigniß sie ganz außer Fassung brachte.

Die alte Frau, welcher das Haus und der kleine Garten gehörte, trat ein, es war etwas Unsicheres in

ihrem Wesen, sie kam auch nicht ganz zur Thüre herein, sondern winkte nur geheimnißvoll dem Major; erst als man sie fragte, was es gäbe, rückte sie mit dem Anliegen heraus, der Herr Major möchte hinunterkommen, es sei Jemand da, der ihn — ganz allein ihn zu sprechen wünsche.

Das war, besonders zu dieser Stunde, etwas völlig Ungewöhnliches. Inderau, der mit Niemand Bekanntschaft geschlossen und keine Besuche empfing, dachte sofort an einen Abgesandten des Grafen und fand denselben überaus eilig. Die Verhandlung hätte seiner Meinung nach wohl noch zum nächsten Morgen Zeit gehabt und es war ihm gar nicht genehm, daß der Anlaß seine Schwester vielleicht noch auf die Spur des Vorgefallenen führe.

Er versprach, sofort zurückzukommen, wie er dachte, war ja Alles rasch zu erledigen. Wer aber vermöchte sein Erstaunen zu schildern, als er in dem Hausflur nicht irgend einen mit der Mission betrauten Herrn, sondern eine Dame erblickte. Sie war ganz dunkel und einfach gekleidet, ein dichter Schleier deckte ihre Züge, an der Hand hielt sie einen Knaben, und Alfred's Anblick würde Inderau Alles gesagt haben, auch wenn sein stark pochendes Herz nicht sofort den Zusammenhang errathen hätte.

Er that jedoch nicht, als habe er die Dame erkannt, die gutmüthige alte Frau, die ihm mit dem Lichte gefolgt war, brauchte in die Sachlage nicht eingeweiht zu werden, er nahm ihr den Leuchter ab, öffnete die Thüre und lud seinen Besuch durch eine Handbewegung ein, sein Zimmer zu betreten, wonach er die Thüre sorgsam wieder schloß.

Sittah hatte inzwischen den Schleier zurückgeschlagen und sich auf das kleine Sopha sinken lassen. Inderau sah, als er sich umwandte, mit Schreck die tiefe Blässe ihres schönen Antlitzes, die sich sogar bis in die entfärbten, leblos scheinenden Lippen erstreckte.

„Ich möchte bei Dir wohnen, da gefällt mir's ...“ rief der Kleine, der zu Inderau gesprungen kam und ihm treuherzig die Hand bot.

Inderau hob den Knaben auf, küßte ihn und nahm, indem er sich der Gräfin gegenübersetzte, ihn auf's Knie.

Er wie sie hatten bis jetzt noch kein Wort gesprochen. Es war etwas geschehen, etwas tief in's Leben Greifendes, er empfand noch die Ueberraschung, die Unsicherheit, sie kam vielleicht erst jetzt voll zum Erfassen ihres Entschlusses, den sie instinktiv, fast wie eine Schlafwandelnde ausgeführt und der nun nicht mehr rückgängig zu machen war.

In tiefer Erschöpfung senkte sie das Haupt und barg es in den Händen, dann sanken diese gefaltet in den Schooß herab, die Aufregung in ihren Zügen war einer tiefen Resignation gewichen.

„Ich habe keine andere Zuflucht . . .“ sagte sie mit leiser Stimme.

„Weißt Du, ich wollte schon zu Bette gehen . . .“ plauderte Alfred . . . „Honorine blieb nur so lange bei Nanny, da kam Maman und nahm mich mit fort. Wir stiegen erst draußen in einen Wagen. Sie werden uns suchen, es weiß Keiner, daß wir fort sind. Das ist so hübsch. Du mußt uns aber nicht verrathen, weißt Du, damit sie uns nicht finden. Da wollen wir sie Alle auslachen.“

So war es also eine Flucht. Was aber mußte vorgefallen sein, um die Gräfin zu diesem äußersten Schritte zu zwingen? Es waren ja erst wenige Stunden, seit Inderau sie verlassen, und nichts deutete damals schon darauf hin, daß seine Hülfe, die er ahnungsvoll angeboten, so bald in Anspruch genommen werden sollte.

„Was hat man Ihnen gethan, Gräfin? . . .“ rief er, wiewohl in gedämpftem Tone, doch lebhaft aus.

Sie verneinte mit der Hand.

„Im Grunde nichts . . .“ sagte sie . . . „ich kann nur nicht länger bleiben.“

„Sind Sie bedroht worden?“

„Nicht ich, aber das Kind.“

„Mein Gott, wie ist das möglich?!“

Sittah hob das Auge zu ihm empor, senkte es aber sofort wieder und schwieg.

„Haben Sie der Rohheit, von der ich Zeuge war, in der Besorgniß eines zärtlichen Mutterherzens nicht mehr Bedeutung beigelegt, als sie verdiente? . . .“ fragte er, denn es schien ihm ganz unmöglich, daß der Graf sein Kind, so wenig er es auch lieben mochte, thatsächlich zu schädigen gewillt sei. Gewiß war es nur eine exaltirte Furcht, die sich der leicht erregbaren Phantasie der Gräfin bemächtigt und zu einer Uebereilung geführt hatte.

„Glauben Sie, daß ich hier wäre . . .“ erwiderte Sittah mit herbem Vorwurfe im Tone . . . „gerade hier, wenn es sich nur um eine momentane Willkür handelte? Ich verhehle mir die Folgen des Schrittes, den ich gethan, nicht. Vielleicht waren Sie sich weniger klar, als Sie mir Ihren Schutz anboten, und Sie bereuen es nun.“

„Gräfin! . . .“ sagte Inderau, er erhob seine Stimme nicht, doch hätte er sich kaum eindringlicher

vertheidigen können ... „Was ich Ihnen sagte ...“ fuhr er dann fort ... „floß aus bester Absicht, und auf die Gefahr hin, dieselbe noch mehr mißdeutet zu sehen, muß ich es wiederholen: prüfen Sie sich selbst und alles Vorgefallene genau. Vielleicht ist es noch nicht zu spät und Alles kann werden wie vorher. Bedenken Sie, es ist ein großer Schritt, den eine Frau thut, die ihren Gatten verläßt. Fragen Sie sich, ob es wirklich unmöglich ist, zu ihm zurückzukehren, ob es nicht auch zum Theil von Ihnen abhängt, mit ihm in Frieden zu leben. Er ist am Ende Ihr natürlichster Beschützer und wenn auch Sie sich ihm entziehen, das Gesetz spricht ihm wenigstens das Kind zu.“

„Das Kind! ...“ Sittah rief dies, als wolle sie noch etwas dazu setzen, sie stockte aber und schüttelte den Kopf ... „Kein Gesetz der Welt kann mich zwingen, das Kind seinem Mörder auszuliefern!“

„Sittah!“

„O, unterbrechen Sie mich nicht, ich weiß, was ich rede. Wenn Sie mich kalt auf meine Pflicht verweisen und mir in's Gewissen sprechen, so werden Sie mir keine andere Ueberzeugung geben. Ich werde, wenn es so sein muß, meinen Weg allein gehen. — Ich habe einen Augenblick geglaubt, Gott habe Sie mir in seiner unendlichen Gnade geschickt, gerade jetzt geschickt,

um ein Unrecht wieder gut zu machen; ich habe Ihre Worte für mehr gehalten als Worte, und ein unseliges Mißverständniß für möglich erachtet, aus dem sich alles Spätere entwickelt, das mit der Lösung jenes Mißverständnisses vielleicht wie ein böser Traum verschwunden; aber es ist Alles wahr, Alles wirklich und unauslöschlich."

Sie drückte ihr Tuch an die Augen und Inderau bebte das Herz. Doch die Jahre hatten ihn ruhiger gemacht, und hatte er sich auch in die Anschauung hineinzuversetzen versucht, daß er dieser Frau gegenüber zu keinem Vorwurfe berechtigt sei, so war doch gerade damit eine künstliche Kälte und Zurückhaltung verbunden, die er für die richtige Stimmung hielt und zu befestigen bemüht war.

Er hob, um sich selber Zeit zu geben, den Knaben, der nach Kinderart plötzlich entschlummert war, sorgsam von seinen Knieen und trug ihn in das zweite Zimmer, wo er ihn sachte auf sein eigenes Bett legte. Dann kam er langsam zurück.

„Frau Gräfin! . . ." sagte er.

„Ich werde allein gehen . . ." versetzte sie . . . „Ich verlange nichts, ich werde allein gehen."

„Das werden Sie nicht, Sittah! . . ." Seine Stimme klang sehr mild, und sanft nahm er ihr die

Hand, welche das Tuch hielt, vom Auge, ihr so in das thränenüberströmte Gesicht sehend . . . „Glauben Sie denn, ich würde es zulassen?“

„Sie haben kein Recht, mich zu hindern . . .“ entgegnete sie mit gepreßter Stimme, während eine Konvulsion ihren zarten Körper erbeben machte.

Sie wollte sich mit der andern Hand das Tuch vor's Auge drücken, doch Inderau hielt mit sanfter Gewalt auch diese fest.

„Nein, verbergen Sie mir nicht Ihr Auge . . .“ sagte er . . . „ich muß darin lesen und eine Erklärung des Wortes suchen, das Ihnen zuvor entfiel. Was ist es für ein Mißverständniß, von dem Sie sprachen? Worauf bezieht es sich? Hat es mit unseren gemeinsamen Erlebnissen etwas zu thun? — Weichen Sie nicht aus, wenden Sie das Antlitz nicht ab . . .“ bat er dringender . . . „In Ihrer Seele muß so Großes vorgegangen sein, ehe Sie zu dem Entschlusse kamen, der Sie hierherbrachte, daß in diesem ernsten Augenblick unmöglich mehr die gewöhnlichen Rücksichten walten können. Ziehen wir den Schleier von der Vergangenheit hinweg, der uns doch nicht hindert, hindurchzusehen. Reden Sie, ich beschwöre Sie! Es kann ja nur diese Vergangenheit sein, auf die sich Ihr Vertrauen zu mir gründet.“

„Die Vergangenheit?...“ sagte Sittah, den Kopf schüttelnd und in bitterem Tone ... „Wo zeigten Sie den Charakter, der mein Vertrauen hätte erwecken sollen? Ich habe Sie nur als einen heftigen, leidenschaftlichen Menschen kennen gelernt, der kein anderes Ziel kennt, als sich selbst genug zu thun und Alles an die Befriedigung seiner Laune setzt.“

„Seiner Laune? Und das sagen Sie mir zum zweiten Male? Und das wollen Sie mir als Ihre eigene Anschauung glauben machen?“

Er hielt ihre Hände nicht länger, sein empörtes Herz schlug so unmuthig, daß er das Verlangen, ihr den Vorwurf zurückzugeben, kaum zu bezwingen vermochte. Aber auch Sittah hob trotzig das Haupt, die aufsteigende Glut hatte schnell jede Thräne in ihrem Auge getrocknet.

„Was hätte Sie anders zu dem unerhörten Ueberfall getrieben? . . .“ rief sie . . . „In thörichtem kindischem Uebermuth hatte ich das Wohlgefallen verrathen, das ich bei Ihrem Anblicke empfand. Ein Mann von festem Charakter, von Ehre hätte, wenn er es theilte, in redlicher Absicht eine Annäherung versucht; wenn er es nicht theilte, sich zartfühlend zurückgehalten. Sie thaten weder das Eine noch das Andere. Bei Ihrem Besuche, der schon wider die übliche Form lief, zeigten

Sie mir deutlich genug, welcher Mißachtung ich mich durch ein unüberlegtes Benehmen ausgesetzt. Es war dies Ihnen noch nicht genug. Sie brachen rücksichtslos gegen meinen Ruf und die Hohnreden, denen eine Entdeckung in dem dichtgefüllten Hause mich preisgeben mußte, bei mir ein. Sie begingen, auf das Ueberwältigende des Ungewöhnlichen, auf mein verrätherisches Blut zählend, einen Raub — ja einen Raub, durch den Sie mich nur demüthigen wollten, mit dem Sie mich zu jenen Verlorenen warfen, die das Recht verwirkt haben, ihre Gunst Jederman zu verweigern, der sie begehrt. — Sie gingen über Ihren leichten Triumph lächelnd von dannen, in mir aber brannten Scham und Schmerz — ich hatte ja die Verachtung verdient, die Sie mir bezeigten. O, ich war in den Staub getreten! Fragen Sie sich selbst, ob ich Sie hassen und verabscheuen mußte!"

Sie hielt inne, den brennenden Blick fest auf ihn gerichtet. Alles, was durch Jahre an ihr genagt, wie ein verborgener Wurm, es war jetzt ausgesprochen und es war mit Wucht auf das Haupt Dessen gefallen, der, immer nur der einen Richtung seiner Empfindung folgend, seine Gedanken niemals der Kehrseite zugewandt. Es war eine große Umwälzung, welche diese Worte in ihm hervorbrachten. Wie er von Sittah,

so hatte sie von ihm gedacht, und Beide hatten die Vorgänge in der Seele des Andern nicht erwogen.

Stumm und mit gesenktem Haupte saß Inderau vor ihr, die in der Erregung aufgestanden war. Einen Augenblick vergaß er der Gegenwart, er fühlte nur das Glück, daß auch er geliebt gewesen, daß sein Herz keiner Unwürdigen angehört; aufjubeln und ihr zu Füßen stürzen hätte er mögen, sie an seine Brust ziehen für immerdar. Da aber kam ihm das Bewußtsein des Verscherzten. Ein leises Traumlallen, das aus dem zweiten Zimmer herüberklang, erweckte es. Da lag ihr Kind und schlummerte. Sie war ja das Weib jenes Mannes, vor dem sie geflohen, vor dem er sie nun schützen sollte.

„Ja, es war ein unseliges Mißverständniß!..." sagte er dumpf ... „Der Wahnsinn der einen Minute hat Alles zerstört, was vielleicht das Lebensglück zweier Menschen ausgemacht hätte. Sie wie ich, wir waren Beide im Irrthum befangen, auch Sie dachten zu gering von mir und haben die Raserei einer wild und mächtig aufflammenden Liebe für eine mit Vorbedacht vollführte nichtswürdige That genommen. Wir haben einander schweres Unrecht zu vergeben!"

Er senkte traurig die Stirne in die Hand. Unwillkürlich trat Sittah einen Schritt näher, ihre blei-

chen Züge färbten sich, wieder lag ein Wort auf ihren Lippen, aber er sah die Bewegung der Hand nicht, die ein halbes Entgegenstrecken war, und der Kelch der Sensitive schloß sich wieder scheu. Es trat eine Pause ein, in der kein Laut vernehmbar war, als die tiefen, ruhigen Athemzüge des schlafenden Kindes.

„Sie verlangen Glauben für Ihre Worte und geben mir doch sonst keinen Beweis . . .“ begann Sittah und der leise Vorwurf war auch durch die weiche, schmerzlich bewegte Stimme nicht ganz gemildert . . . „Sie bieten mir nicht Ihre Hand, wo ich derselben bedarf. Soll die Vergangenheit mich aller Hülse in der Gegenwart berauben?“

Inderau erwachte wie aus einem Traume. War denn sein Urtheil wirklich so hart gewesen? Was mußte das für ein Gefühl sein, das diese Frau für Liebe hielt, und das sie doch nicht gehindert hatte, sich in einem Moment des Unmuthes sofort einem Andern in die Arme zu werfen? Waren es denn nicht in der That die heißerregten Sinne allein, denen er ihren hingebenden Kuß verdankte? Ein kühler Strom begegnete dem vom Herzen zum Kopfe aufsteigenden erhitzten Blute.

„Sie haben Recht . . .“ kam es mit einem leisen

Seufzer über seine Lippen . . . „Lassen wir die todte Vergangenheit.“

Vielleicht hatte Sittah ein anderes Wort erwartet. Sie bezwang sich und wurde still, und erst als Inderau nähere Aufklärungen erbeten hatte, um daraus ersehen zu können, was eigentlich zu geschehen habe, gab sie mit tonloser Stimme Auskunft. Sie saß wieder in ihrer Sophaecke, hielt die Hände gefaltet im Schooße und sprach, als ob ihr nunmehr eigentlich Alles gleich, das jahrelang in ihr glimmende Feuer und damit auch Hoffnung und Furcht, ja der ganze Zweck und Inhalt ihres Lebens erloschen sei.

Sie theilte Inderau mit, wie sie den von ihrem verstorbenen Gatten stammenden Theil ihres Vermögens auf Rath ihres Anwalts sich vorbehalten, wie sie denselben später für ihr Kind bestimmt und wiederholt nur mit Mühe der Verschwendungssucht des Gatten entzogen habe, sie gab ein ziemlich trostloses Bild von dem Zustande des Majorats und schilderte dann in wenigen Worten die Scene, welche ihr kaum mehr eine Wahl gelassen.

„Er ist im Stande seine Drohung auszuführen, und ich habe für Alfred Alles zu befürchten. Es gibt hundert Mittel und Wege, die entsetzlichste That der Strafe des Gesetzes zu entziehen. Jetzt, wo ich klar

sehe, glaube ich fast, ein solcher Weg wäre schon gefunden, wenn Sie nicht Gott geschickt hätte. Der Kleine ist trotzig und ehrgeizig. Es bedurfte vielleicht nur eines Wortes, ihn zum Erklimmen jener gefährlichen Mauerreste zu reizen, von denen sie ihn in den Ruinen herabholten."

„Entsetzlich! Sie glauben doch nicht, daß die Wärterin des Kindes selbst —?"

„Ich weiß nicht mehr, was ich glauben und nicht glauben soll. Honorine kam so oft zur Marquise. Ich hatte zuletzt gar keinen Einfluß mehr —"

„Es ist empörend! . . ." rief Inderau . . . „Ich hätte solch' grauenhafte Entmenschtheit nicht für möglich gehalten."

Daß ein Vater nach dem Leben seines Kindes strebe, um dessen Erbtheil an sich zu reißen, war, wenn auch in der Kriminalstatistik kein unerhörter Fall, doch ein so abscheulicher Gedanke, daß Inderau einige Gänge durch's Zimmer machen mußte, um die Aufregung, die sich seiner bemächtigt hatte, zu bewältigen. Sittah blieb ganz ruhig, was sie gesprochen, hatte so müde und lebenssatt geklungen, daß es ihn schmerzlich bewegte, doch waren seine Gedanken durch das Thatsächliche, das er hörte, zu sehr in Anspruch genommen, es drängte sich Alles zu lebhaft in ihm, als daß er die Zeit aber-

mals mit unfruchtbarem Zurückblicken in eine jetzt mehr denn je vollkommen und für immer abgethane Welt vergeuden hätte wollen.

„Sie müssen den Schutz der Gerichte fordern! . .“ Sie schüttelte den Kopf . . . „Aber mein Gott . . .“ fuhr er fort . . . „gegen die Nichtswürdigkeit müssen doch alle Rücksichten fallen. Mögen Sie Nachsicht üben gegen den Gatten, der Sie ruinirt; der Räuber, der Mörder ist dem Gesetze verfallen!“

„Ich werde nie einen Schritt thun, auch fehlen mir ja die Beweise. Ich will nichts, als mich verbergen, mich seinen Nachstellungen entziehen. Seien Sie mir dazu behülflich und ich will Ihnen danken. Ich bin ohne Mittel, selbst vom Allernothwendigsten entblößt, Alles was ich wünsche, ist ein Vorschuß, den mein Anwalt Ihnen ersetzen wird.“

„Und dann? Und dann? Können Sie sich für immer verbergen? Können Sie verschwinden? Was wollen Sie thun, wenn Ihr Gatte die Unterstützung der Gerichte, welche Sie selbst verschmähen, für sich in Anspruch nimmt? — Nein, nein, das kann und darf nicht sein. Es gibt Mittel, durch welche Sie sich sichern und die Sie nicht von sich weisen dürfen. Sei es eine Trennung oder sonst ein Schritt, der Sie gesetzmäßig der Gewalt Ihres Gatten entzieht. Für's

Erste ist es allerdings am besten, wenn Sie sich verbergen. Lassen Sie sehen! . . .“ er zog seine Uhr zu Rathe . . . „Ja, es ist noch genug Zeit, um den Ort heute noch zu verlassen. Sie haben sich mir anvertraut, aber Sie haben nicht bedacht, welchen Schein es auf Sie würfe, käme man darauf, daß Sie mit mir geflohen, — so würde man es wenigstens deuten, und das darf nun und nimmermehr geschehen. Ihrem Rufe darf nicht nahe getreten werden. Sie haben Alles in meine Hände gelegt. Gestatten Sie denn, daß ich noch meine Schwester und meinen Schwager in das Geheimniß ziehe; wir können deshalb immer für Freunde gelten, deren Bekanntschaft von hier datirt. Mein Schwager ist Rechtsgelehrter; er wird uns gewiß mit beachtungswerthem Rathe beistehen.“

Es war eine Regsamkeit in ihn gefahren, seit es praktische Bethätigung galt, die auf's Stärkste gegen sein vorhergegangenes träumerisches Schwanken und Prüfen abstach. Sittah machte keinen Einwurf. Doch hätte er auch keinen beachtet, es war eine Aufgabe zu vollbringen, und seine Thatkraft trat für den Erfolg ein.

Rasch eilte er die Treppe hinauf. Der Professor und seine Frau saßen noch immer beisammen. Die Letztere war nicht wenig in Unruhe, seit die Hausbe-

sitzerin zurückkehrend ihre frühere Mittheilung ganz geheimnißvoll dahin ergänzt hatte, daß der Besuch des Herrn Major eine Dame sei, — eine Dame, die einen kleinen Knaben an der Hand geführt und in einem Lohnwagen gekommen. Der Fall war unerhört in dem kleinen Hause und Frau Bertha erging sich in den buntesten Vermuthungen, wobei sich ihr Unwille gegen den Bruder, der so wenig Rücksichten auf seine Verwandten nahm, die obendrein ein Mädchen bei sich hatten, deren unschuldsvoller Sinn nicht getrübt werden durfte, ja genau genommen, dem Unmenschen zur Braut bestimmt war — von Minute zu Minute steigerte.

Der Umschlag in ihrer Stimmung, als Inderau gesprochen, war eben so merkwürdig als plötzlich. Vor Allem war es wohl die befriedigte Neugierde, welche sie sofort wieder umgänglich machte. Das feine weibliche Gefühl, das jede Herzensangelegenheit wie eine Wünschelruthe wahrnimmt und das Frau Bertha schon immer mit Mißtrauen auf die Annäherung ihres Bruders zur Gräfin blicken ließ, verrieth ihr nun auch nach den ersten Worten, die derselbe vorbrachte, wer die Dame sei, die sich unten bei ihm befinde, und es bedurfte der Nennung ihres Namens nicht erst. Inderau beschränkte sich nur auf einige Andeutungen, sie öffneten

aber ein weites Feld für Kombinationen und divinatorisch überblickte Frau Bertha wenigstens einen Theil des Zusammenhanges, welcher Triumph ihr einen Ersatz für manche Enttäuschung bot und ihr Herz dem Mitleid öffnete.

Jemand mit Rath und That unterstützen, helfen, wo Hülfe Noth that, Pläne entwerfen und sich in der Ausführung für Andere opfern, dabei in einer beständigen Bewegung sein und immer wieder mit ihrer Klugheit und Vorsorglichkeit die Hindernisse erkennen und beseitigen, das war ja das Element der kleinen resoluten Frau. Schon der Gedanke, das Knäblein oder die Gräfin könnte sich nicht wohl fühlen, sie entbehre der allereinfachsten Dinge, die sie in der eiligen Flucht vor einem Halbwahnsinnigen vergessen, elektrisirte die sorgsame Mutter und Hausfrau. Sie war die Treppe schon hinunter, während Inderau dem schwer kapirenden Schwager noch Dinge auseinandersetzte, die sich bei ihr schon längst von selbst verstanden, und als die beiden Herren ihr endlich folgten, so fanden sie sie schon mit Essig, Riechfläschchen, Hustenbonbons und einer Tasse Thee neben der Gräfin an dem Bette des ruhig schlafenden Knaben installirt, auf dessen Erwachen die Bonbons warteten, während Sittah dankbar das halb mit Gewalt aufgenöthigte wohlthuende Getränk schlürfte.

So für's Erste versorgt, überließ Frau Bertha die Beiden den Herren und deren Umständlichkeit, in aller Eile die Vorbereitungen nach ihrem eigenen Kopfe zu machen.

„Mein Schwager . . .“ sagte Inderau . . . „Professor Sinzenbach — ist ebenfalls der Meinung, daß Sie es nicht verschmähen dürfen, den Rechtsschutz für sich in Anspruch zu nehmen.“

„Sie mögen es, Frau Gräfin, bezüglich einer Scheidungsanklage halten, wie Sie wollen, das Erste und Nothwendigste ist jedenfalls, daß Schritte gethan werden, Ihren Gatten wegen Verschwendung unter Kuratel zu setzen . . .“ Die Gräfin machte eine ablehnende Geberde, aber der Professor ließ sie nicht zu Wort kommen . . . „Es ist, gnädige Frau, von der größten Wichtigkeit, schon der Zutheilung des Kindes wegen. Auch ist — man muß eben jeden Fall in's Auge fassen — für die Eventualität, daß Ihnen etwas zustieße, der Graf der vom Gesetze anerkannte natürliche Vormund seines Sohnes, und Sie können selbst ermessen, wie nutzlos dann Alles gewesen, was nicht darauf hinzielte, gerade dies zu verhindern.“

Sittah schwieg. Sie begann einzusehen, daß die bloße Flucht nicht genüge und sie ihren Widerwillen gegen jedes öffentliche Vorgehen im Interesse ihres

Kindes überwinden müsse. Es wurde Allerlei erörtert. Der Professor bot seine Dienste an, in so weit er ihr als Ausländer in Oesterreich nützlich zu sein vermochte. Er konnte wenigstens manches vermitteln und immer rathend beihelfen.

„Und jetzt, Gräfin, handelt es sich noch um den Ort, den Sie zum Aufenthalte wählen wollen.“

„Es ist mir Alles gleich . . .“ sagte Sittah müde

„Haben Sie nicht eine Vorliebe für irgend einen Ort, eine Gegend? Mein Schwager wird Sie gerne begleiten.“

„Ach, Ihr Männer seid doch alle unpraktisch. Das muß ich in die Hände nehmen! . . .“ fiel da Frau Bertha ein, ehe ihr Mann, der durch Inderau's Voraussetzung überrascht, unsicher an der Brille rückte, noch eine Antwort fertig hatte.

Sie kam vom Kopf bis zum Fuß reisefertig herein und es blieb unbegreiflich, wie sie das in der kurzen Zeit zu leisten vermocht hatte. In der Hand trug sie eine kleinere Reisetasche für sich und eine zweite größere, die sie in der Eile mit Wäsche aus ihrem eigenen Vorrath und andere Nothwendigkeiten für die Gräfin vollgepackt, wobei sogar der Knabe nicht vergessen war, der aber freilich eine kleine Verkleidung

als Mädchen zu erwarten hatte, da Frau Bertha nur Töchterchen besaß.

„Zum Glücke steht der Wagen noch drüben in der Allee, der die Gräfin gebracht hat. Wir können also noch zum Halbelfuhrzuge zurecht auf dem Bahnhofe sein, denn daß ich mitgehe und nicht einer von Euch Beiden, das versteht sich von selbst und Ihr hättet Euch das selbst sagen können. So und nicht anders schickt sich's. Kommen Sie, kommen Sie, liebe Gräfin, ich will Sie schon recht behüten!"

„Bertha, ich lerne Dich erst heute recht würdigen ..." sagte Inderau, ihr die Hand drückend, was sie aber der Taschen wegen nicht leiden wollte. Auf ihres Gatten Frage, wohin denn eigentlich die Fahrt gehen solle, kam der unterbrochene Redestrom wieder in Fluß.

„Na das ist doch keine Frage! Zu meiner lieben guten Friederike nach Hanau. Wozu hätte man denn so alte ergebene Leute! Eine ehemalige Haushälterin von unserer Mutter selig . . ." wendete sie sich, Alles im Fluge erklärend, an Sittah . . . „die dort verheirathet lebt, eine grundbrave Frau. Sie sind dort aufgehoben wie in Abraham's Schooß und es sucht Sie kein Mensch da, was das Beste ist. Uebrigens ist's auch nicht zu fern von unserer Heimat und so=

bald wir zurückgekehrt sind, was ohnedem nächste Woche geschieht, können wir uns zeitweise verständigen. Aber jetzt genug, das kann ich Ihnen Alles während der Fahrt erzählen. Vor Allem zur Bahn!"

Inderau trug den Knaben, der im Schlafe rosig und anmuthig aussah, so vorsichtig durch den Garten und über die Brücke nach dem Wagen, daß er gar nicht erwachte, er legte ihn sorgsam der Mutter in den Schooß. Sie hielt lange seine Hand fest.

„Sie bleiben des Grafen wegen zurück? . . ." sagte sie leise, so daß Frau Bertha, welche auf der andern Seite zum Fenster hinaus ihrem Manne noch hundert Aufträge und vor Allem die beiden kleinen Mädchen auf die Seele band, nichts davon hörte.

„Ich muß mich wohl zur Verfügung halten", entgegnete er.

„Sie sollen sich aber keiner Gefahr aussetzen meinetwegen, Inderau . . ." drang sie ängstlich in ihn, da er schwieg . . . „hören Sie, ich bitte Sie darum!"

„Seien Sie ruhig . . ." versetzte er nun, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend . . . „ich werde nichts dazu thun, wenn ich mich auch, Sie wissen es wohl, dem Ueblichen nicht entziehen kann. Leben Sie wohl . . ." fügte er, weicher als es ihm selbst lieb war, hinzu . . .

„leben Sie wohl und was auch geschehe, vergeben Sie mir und denken Sie meiner nicht mehr im Groll.“

Er drückte ihre Hand noch einmal, die sich fest an die seine klammerte, als er aber bei Seite trat, sank Sittah leise schluchzend zurück und barg das Antlitz in das thränenfeuchte Tuch.

„Wie, was? Ich meine gar, Du willst auf dem Kutschbocke mitfahren . . .“ wies Frau Bertha ihren Bruder zurück . . . „Das wäre mir die rechte Heimlichkeit! Kutscher vorwärts! Wir brauchen keinen Schutz, sind uns selbst Manns genug. Adieu! adieu!“

„Sie ist doch ein Schatz von einem Weibe! . . .“ brummte der Professor . . . „Jetzt will ich aber eine rauchen!“

Inderau sah dem davoneilenden Wagen nach, dann ging er langsam über die Brücke, und auf dem zwischen den dunkeln Büschen und Rasenflächen weiß leuchtenden Kieswege in's Haus zurück.

Erst als der Morgen graute, erlosch das Licht, das aus seinen Fenstern in die stille Nacht hinausgestrahlt.

Achtes Kapitel.

Es war noch früh am Tage, als Inderau die Wohnung des Assessors Lachmann aufsuchte.

Schon vor einer Stunde war ein Herr bei ihm gewesen, der sich als Baron Siregg und, wie Inderau erwartet hatte, als Abgesandter des Grafen legitimirte, und ihm eine Herausforderung zu überbringen hatte. Schon am Abend zuvor damit beauftragt, hatte der Baron vorgezogen, so spät nicht mehr zu stören und die Verhandlungen erst am nächsten Tage einzuleiten. „Für heute wäre es ja doch nicht mehr zu arrangiren gewesen . . .“ meinte er . . . „und bis morgen haben wir Zeit genug, die interessantesten Kombinationen auszusinnen. Der Graf wünscht nur Pistolen, im Uebrigen habe ich plein pouvoir und Sie sollen mit den Stipulationen zufrieden sein; ich setze nämlich

voraus, daß Sie ebenfalls ein feines entscheidendes Kugelwechseln den gedankenlosen rohen Luftpuffercien, wie sie bei Dilettanten im Schwange sind, vorziehen."

Inderau hatte ihm für sein lebhaftes Interesse gedankt, mit dem er sich der kunstgerechten Anordnung des Duells als Amateur annehme, und ihn dann für die Mittagsstunde an den Assessor gewiesen, den er, anderer Bekanntschaft ermangelnd, zu seinem Zeugen erwählte.

Eben jetzt stand er im Begriffe, denselben vorher um diesen gelegentlichen Freundschaftsdienst zu bitten; die militärische Seite des Assessors gewann dabei, und was die bureaukratische betraf, so war für sie wohl kaum etwas zu besorgen, wenn man die Begegnung auf das französische Ufer des Rheines verlegte.

Der Gesuchte war jedoch nicht mehr zu Hause, und Inderau mußte ihm auf das Bureau, wo er arbeitete, folgen und ihn hier durch einen Diener auf den Korridor herausbitten lassen.

Der kleine Assessor erschien sofort. Er befand sich in sichtlicher Aufregung, doch war Inderau zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, um darauf besonders zu achten.

„Verzeihen Sie . . ." begann er . . . „daß ich Sie vielleicht störe —"

„Bitte, bitte, es trifft sich so, daß ich gerade frei bin.“

„Aber es ist eine delikate Angelegenheit . . .“ fuhr Inderau fort.

„Doch nicht etwa den Grafen Konski betreffend? . . .“ fiel der Assessor ihm abermals in's Wort.

Inderau blickte befremdet auf. Wie konnte der Fragesteller darum wissen? Das Erstaunen wuchs, als sich der Assessor, wie im innigsten Vergnügen über die bevorstehende Entwicklung, die Hände rieb und dabei mit einer Art von Begeisterung rief:

„Gibt einen Hauptskandal! Der Graf ist ihnen auf der Stelle nach und es fragt sich nur, ob er die Entflohenen einholt. Telegraphirt ist wenigstens nach allen Seiten.“

Was Inderau hier hörte, machte ihn einigermaßen betroffen. Zwar ließ sich nicht voraussetzen, daß die Flucht der Gräfin mit ihrem Söhnchen lange verborgen bleiben könne, aber er hatte erwartet, daß der Graf wenigstens so viel Rücksicht auf seinen eigenen Namen nehmen werde, um den Vorfall, für's erste zummindesten in ein beschönigendes Licht zu stellen, und der Umstand, daß Baron Siregg keine Sylbe geäußert hatte, als sei ihm etwas Ungewöhnliches zu Ohren gekommen, bestärkte die Ansicht. Und nun mit einem Male zeigte

es sich, daß der Graf diese Rücksicht keineswegs genommen, ja die ganze Angelegenheit unbegreiflicherweise sogar an die Lärmglocke geschlagen haben sollte.

Das nächste Wort des Assessors vergrößerte zwar die Verwirrung, ließ Inderau aber doch an seinen Befürchtungen wieder zweifeln. Mit der ganzen Summe hätten sie sich davon gemacht — das konnte unmöglich Sittah betreffen, wußte ja Inderau nur zu genau, daß sie keinen Pfennig bei sich gehabt, er selber hatte seine eigene Brieftasche der Schwester beim Einsteigen in die Hand gleiten lassen.

„Das ist am Ende nur ein Vorgeben des Grafen...“ sagte er ... „Ich glaube nicht, daß er nach den letzten Spielverlusten, von denen Sie ja selbst erzählten, besonders bei Kasse war.“

„Ganz im Gegentheil, alle Welt weiß, daß der Graf mindestens sechzigtausend Franken heute um Mitternacht heimgetragen. Hat horrendes Aufsehen gemacht, das fabelhafte Glück, mit dem er spielte. Schlag auf Schlag sage ich Ihnen, Alles hörte auf zu pointiren, aus allen Sälen strömten die Zuschauer herbei. Wäre die Sperrstunde nicht gewesen, er hätte die Bank gesprengt. Kaum daß er Alles fortzubringen vermochte. Er bezahlte gerade noch ein paar Wettschulden an seine eben anwesenden Gegner, sicherlich

an fünfzehntausend Franken, und hatte dann noch Mühe, den Rest, wie ich sagte, zu versorgen. Es waren Goldrollen uud Bankbillets, Alles durcheinander, und er schob es in eine Ledertasche, die der Marquis bei sich hatte. Das heißt, ich sage noch ‚der Marquis‘ aus reiner Gewohnheit. Ha, ein sauberes Paar, man hätte es denken können! Im Grunde war es seine eigene Tasche, er hatte also, genau betrachtet, Recht, dieselbe bei seiner plötzlichen Abreise mitzunehmen, es lief bloß das kleine Versehen mit unter, daß sie voll war.“

Der Assessor lachte vergnügt über seinen Witz und rieb sich die schlanken Hände, er bemerkte nicht die Veränderung in den gespannten Zügen seines Zuhörers, der plötzlich erleichtert aufathmete.

Die weiteren Mittheilungen befreiten Inderau vollkommen von seiner Besorgniß. Der Assessor behauptete, seine Informationen vom Polizeikommissär selbst zu haben, mit dem er befreundet war.

„Können Sie sich denken, wer la belle marquise und ihr duldsamer Begleiter waren? . . .“ fuhr er fort . . . „Ein paar Abenteurer von der feinsten Sorte, echte und rechte Hochstapler, wie sie gar nicht so selten hier sind, daß man sich eigentlich nur wundern muß, wie sich noch immer Leute finden mögen, die ihnen

in's Netz gehen. Laganse heißt der Bursche schlechtweg, und hier ist wirklich nomen omen; er verdient ihn auch, leider hängt man heutzutage dergleichen Gesindel nicht mehr. Die eigentliche Schlinge aber, die er auswirft, das ist die schöne Blondine, deren Haar so echt wie sein Marquistitel ist. Aber Beides zieht und das ist die Hauptsache. Das edle Paar soll schon allerlei Schwindel in der Schweiz und Wiesbaden, wer weiß, wo nicht sonst noch, verübt haben. Zunächst ist es ein Spitzenhändler aus Frankfurt, der seine zwölftausend Franken sucht, die ihm die Vicomtesse de Salange schuldig geblieben. Ein artiges Akrostichon Laganse, Salange, nicht? Haben aber so wenig Phantasie, die Spitzbuben! Das Telegramm kam in der Nacht an, der Steckbrief war aber etwas unvollständig, und so verfiel man nicht sogleich auf den rechten Vogel. Als der Graf vor ein paar Stunden zur Polizei kam, blieb freilich kein Zweifel mehr, der Vogel war schon ausgeflogen. — Ist eigentlich ein königlicher Spaß! Sie müssen mir schon erlauben, ein wenig auf Kosten Ihres Freundes zu lachen, Herr Major . . ." unterbrach sich der Assessor.

„Meines Freundes? Wen meinen Sie?"

„Nun, Graf Konski, wen sonst? Eine Frau haben, wie die Gräfin, und dann doch noch Damen von der Sorte

der Marquise souteniren, ich gestehe, daß ich begreife, wenn die Gräfin indignirt von der ihr aufgedrungenen Stellung ihr Haus verläßt und in der Stille abreist."

„Sie wissen?"

„Natürlich, aber ganz unter uns. Man soll schweigen darüber. Der Graf selbst hat den Wunsch ausgedrückt, hat angegeben, sie sei nach Böhmen zurück, aber die Dienerschaft mußte von der Polizei doch vernommen werden und dann kamen denn auch in dieser Beziehung Einzelnheiten zum Vorschein, — nun, es bleibt immer sonderbar, wenn eine Dame ohne Gepäck, ohne Bedienung, ohne Vorbereitung, ohne irgend Jemand ein Wort zu sagen, urplötzlich abreist. Wie gesagt, begreiflich ist's am Ende. Sie hat wohl selbst nicht gedacht, daß sie so rasch gerächt werden sollte."

„Aber Sie haben mir ja noch immer nicht gesagt, was eigentlich geschehen! . . ." fiel Inderau in der lebhaftesten Erregung ein.

„Mein Gott, ich erzähle ja die ganze Zeit davon! Gestohlen ist das Geld, bis auf den letzten Sou. Es scheint, daß der Graf mit seinen Genossen noch ein paar Gläser Champagner auf den Glücksfall geleert und dann, der Bequemlichkeit wegen, den Rest der Nacht oben im Schweizerhäuschen zu verbringen beschlossen, — einzig der Bequemlichkeit wegen! — Bah,

Sie kennen ja die Geschichte vom Holofernes. Während der Graf in den Armen der Freundschaft zu ruhen wähnte, fühlte die blonde Judith und ihr Pseudogatte das unwiderstehlichste Bedürfniß nach einer sofortigen Luftveränderung; da Holofernes erwachte, hatte er zwar den Kopf, aber die Tasche war mit den Beiden verschwunden und zwar, wie man meint, auf ganz natürliche Weise mit dem Morgenzuge. Holofernes fuhr zuerst zur Polizei und ist nun hinter ihnen drein, es ist nicht ganz sicher, ob er mehr des Geldes oder der ungetreuen Judith wegen schnaubt; dagegen so ziemlich unzweifelhaft, daß diese und jenes schon über der Grenze waren, als Graf Konski noch träumend in dem Doppelgenusse ihres Besitzes schwelgte. Es gibt nun eine hübsche kleine Jagd. Schade, daß wir nicht beim Halali sein können!"

„Immerhin . . ." meinte Inderau . . . „dürfte der Graf noch heute oder doch diese Nacht zurück sein, da er mir für morgen früh ein Rendezvous geben ließ. Sie zu bitten, daß Sie sich den Mühseligkeiten des Arrangements mit Baron Siregg unterziehen möchten, ist der Grund, weßhalb ich Sie aufsuchte."

„Ein — ein Duell mit Graf Konski? . . ." rief der Assessor und seine blaßblauen Augen öffneten sich, indem er einen Schritt zurück trat, um Inderau besser ansehen zu können

Dieser, welcher den gauzen Gedankengang errathen konnte, den seine Mittheilung anregte, hielt den Blick ruhig aus.

„Ich hatte gestern das Unglück ..." sagte er mit täuschender Gelassenheit ... „eine dem Grafen mißfällige Aeußerung zu thun, die sich auf die Brutalität gegen das unglückliche Pferd bezog."

„Ja — seltsam — Sie bewiesen ja den Damen ausdrücklich die Nothwendigkeit des Schusses?"

„Aber nicht die Nothwendigkeit, daß ihn der Graf persönlich abfeuerte ..." fiel Inderau rasch ein ... „dergleichen Bravourstücke in der Arena überläßt man den Piccadores."

Ob diese Worte jeden Zweifel beseitigten, der sich aufgedrängt, blieb ungewiß, der Assessor senkte den Blick.

„Merkwürdig! ..." sagte er dann ... „den Mann trifft viel auf einmal."

Eine weitere Andeutung über den tieferen Einblick in den Zusammenhang der Dinge erlaubte er sich nicht. Er versprach, sich mit Siregg zu berathen, und Beide verabredeten für den kommenden Morgen die Abfahrt. Inderau bestand darauf, den Assessor abzuholen, er lehnte auch ausdrücklich den ihm noch am selben Abend zugedachten Besuch ab, es sei ihm ganz

gleichgültig, welche Abmachungen getroffen würden; im Grunde wollte er den Assessor nur fernhalten von dem kleinen Häuschen, wo Frau Bertha's Abwesenheit sofort erneuerten Anlaß zu Fragen und Vermuthungen gegeben hätte, denen man zunächst am besten auswich.

Uebrigens war es natürlich, daß Inderau allein zu bleiben wünschte. Das eben Vernommene gab ihm zu denken, es konnte nun nicht anders kommen, als daß die Welt sich viel mit dem Grafen und dessen Familienverhältnissen beschäftigen würde. Ein Skandal gibt stets willkommenen Anlaß, neugierigen Blickes in das Innere eines Hauses, in dessen verborgenste Winkel zu dringen und Alles, was damit in Verbindung steht, auszuforschen; wenn das unmöglich ist, wenigstens verdächtigend anzuzweifeln; doch hoffte Inderau, daß gerade unter der Begünstigung der neuesten Vorfälle, die einigermaßen zur Erklärung und Rechtfertigung des ungewöhnlichen Schrittes der Gräfin dienen konnten, deren Ruf geschont bleiben würde. Das Duell traf sich hierbei unglücklich, aber es war eben nicht zu vermeiden, den einen Fall ausgenommen, daß der Graf, vom Verfolgungseifer fortgerissen, das Rencontre vergaß oder doch verschob. — Es trat hier bei Inderau ein seltsamer Widerstreit der Gefühle ein Aus dem angeführten Grunde mußte er wünschen, daß

es so käme; gedachte er aber Sittah's, gedachte er der Fesseln, die sie an diesen sinnlichrohen Menschen ketteten, von dem sich scheiden zu lassen sie nicht zu bereden war, dann ergriff ihn ein Haß, für den es keine andere Befriedigung gab, als die Hoffnung, diesen Mann zu tödten. Frei sollte sie werden, frei von der Geißel, die sie sich selbst geflochten, und hatte Inderau den stummen Vorwurf hinnehmen müssen, daß er sie zu Trotz und Verachtung und in diese unselige Ehe getrieben, so wollte er ihr wenigstens das Geschenk ihrer Freiheit bieten, um, wie er sich sagte, die letzten Fäden noch zu lösen, mit denen er in jenes Traumbild der Vergangenheit eingesponnen war. War sie frei, so war er es auch — er hatte seine Schuld gesühnt und zum Danke wollte er nichts als dies Bewußtsein.

So täuscht sich der Mensch über nichts stärker als über seine eigenen Empfindungen. Er glaubt den Unterdrücker zu hassen aus Gerechtigkeitsliebe und thut es zumeist nur um des Unterdrückten willen.

Die Ueberraschungen waren aber für diesen Tag noch nicht zu Ende.

Abends kam Frau Bertha, nach der Amalie und die Kinder unter Tags wiederholt gefragt, ohne von dem schweigsamen Onkel oder dem verlegen ausweichenden Professor eine genügende Antwort erlangen zu können,

wieder in einer Droschke angefahren. Man sah ihr nichts von Ermüdung an, obwohl sie die ganze Nacht und einen großen Theil des Tages im Waggon verbracht. Sie agirte im Gegentheil schon von Weitem und ihre Gestikulationen nahmen immer noch an Lebhaftigkeit zu, als sie schon die entgegengesprungenen Mädchen umarmt und dem Bruder, der sie jenseits der Brücke empfing, die Hand gedrückt hatte.

„Wißt Ihr schon, wißt Ihr schon? . . .“ flog es von ihren Lippen. Man konnte errathen, daß ihr das müde Pferd viel zu langsam getrabt und sie ihre Neuigkeit am liebsten schon am Anfange der lichtenthaler Allee womöglich durch ein Sprachrohr voraufgerufen hätte . . . „Nein, es ist haarsträubend! O, es war entsetzlich anzusehen! Und wenn man erst wußte, wie Alles verknüpft ist — nein, ich sage Euch, wahrhaft erschütternd. Ihr mögt behaupten, was Ihr wollt, da sieht man wieder einmal deutlich die Wege der Vorsehung. Nur rasch, rasch in's Zimmer hinein, ich muß mich ein wenig erholen, ich bin noch ganz erschüttert von dem Anblick.“

„Das merkt man Deiner Zungengeläufigkeit nicht an . . .“ scherzte der Professor, der soeben erst herbeigekommen war und nur den Schluß der Rede gehört hatte . . . „Die Erschütterung möchte

ich noch kennen lernen, die Dich zum Schweigen bringt."

„Ach Otto, wie trivial! . . ." rief Frau Bertha, ihre Hutbänder lösend, während sie nun doch in die Laube trat und sich auf die nächste Bank sinken ließ . . . „Wünsche es nicht . . ." setzte sie ein wenig tragisch hinzu . . . „denn der Tod ist ein gar trauriges Verstummen. Ich gönne es selbst meinen Feinden nicht."

„Ist eine Unglück geschehen? . . ." fragte Inderau, dem der Athem zu stocken drohte, mit banger Zurückhaltung, und die Latten der Laube, die seine Hand faßte, knickten zwischen dem gewaltigen Druck seiner Finger.

„Unglück und doch vielleicht kein Unglück — in gewisser Beziehung nämlich. Wenn man's recht bedenkt, ist das noch der beste Ausgang für alle Theile, es hat mich eben darum so mächtig ergriffen. Jemand heute noch frisch und in voller Lebenskraft zu sehen, und morgen auf der Bahre, kalt und entstellt, ohne Reue, ohne Versöhnung aus der Welt geschieden, das ist grauenhaft, man glaubt, man sei mitschuldig an dem Tode, und jeder Gedanke, der mit der Möglichkeit spielte, wird nachträglich zur Mordwaffe. Ich sage

Dir, Sinzenbach, wünsche nie, auch nicht im Scherze, mein Verstummen!"

„Aber im Gegentheile, rede, rede — nur sieh' zu, daß einer klug daraus wird. Wer ist denn gestorben?"

„Nun, wer anders, als Graf Konski? Ich muß es ja schon gesagt haben."

Die Nachricht brachte den tiefsten Eindruck hervor. Selbst die Kinder drückten sich enger aneinander und schwiegen verstört, wenn sie auch kaum den Begriff des Sterbens klar zu fassen vermochten. Amalie und der Professor ergingen sich in lebhaften Ausrufen und Inderau starrte wie betäubt vor sich hin. Das Wort seiner Schwester von dem Gefühl der Mitschuld klang in ihm nach. Ihm war's, als wäre es seine Hand gewesen, die den Gegner gefällt.

„Wie sie nur die Nachricht aufnehmen wird?..." sagte Frau Bertha, und diesmal wendete sie sich direkt an den Bruder ... „Sie läßt Dir danken — nun es braucht ja jetzt kein Geheimniß mehr zu bleiben! Ich habe sie Beide wohlbehalten untergebracht, aber angegriffen ist sie und die größte Schonung thut ihr noth. Die Nachricht sollte sie nicht unvorbereitet treffen. Wenn ich denke, wie mich's traf, und ich bin doch eigentlich unbetheiligt, ich glaube, ich habe laut

aufgeschrien, als ich die Leiche im Bahnhofe zu Oos erblickte. Man wollte sie eben auf einen Wagen heben, um sie hierher zu bringen, und Alles drängte während der kurzen Wartezeit herzu. Die Geschichte ging von Mund zu Mund. Es wundert mich, daß ich mich in's Coupé fand, ich wäre ohne Hülfe des Kondukteurs wahrscheinlich jetzt noch dort. Die Ertrunkenen sehen schrecklich aus. Amalie, Du darfst mir nicht wieder schwimmen gehen! Die Aerzte sagen zwar, er sei in Folge der Aufregung und plötzlichen Abkühlung am Schlagflusse gestorben, das ist aber alles eins — ertrunken ist er doch auch."

Und Frau Bertha erzählte.

Und was sie erzählte, so abenteuerlich es klang, es hatte sich doch in der That so zugetragen.

Von der Polizeistation weg, wo man ihm einen der Angestellten mitgegeben, war Graf Konski, der sich in Ungeduld und Zorn selbst auf den Bock geschwungen und seine Pferde in toller Eile aneiferte, direkt nach Oos gefahren. Der Bahnzug, den er hätte benützen können, war vor wenigen Minuten abgegangen, und er konnte bei rascher Fahrt vielleicht noch für den nach Straßburg verkehrenden Zug rechtzeitig anlangen, da in Oos eine Kreuzung stattfand und damit stets ein längerer Aufenthalt verbunden war. Wohin er eigentlich

wollte, das hatte sich der Graf selbst nicht klar gemacht; Niemand wußte, bis wohin die Verfolgten Billete genommen, Niemand konnte sagen, ob sie von Oos ihre Fahrt nördlich oder südlich fortgesetzt, sie hatten keine Spur zurückgelassen, und die einzige Hoffnung, dieselbe aufzufinden, gewährte allenfalls die auffällige Erscheinung des Paares, besonders der, eine so ungewöhnliche Fülle blonden Haares zur Schau tragenden Frau, die viel zu eitel war, ihre Reize selbst zum Zwecke einer nützlichen Verkleidung zu verbergen. Der Graf hatte nur einen Gedanken: nach! nach! Ob es ihm gelingen werde, mit Hülfe der Personalbeschreibung Auskunft zu erlangen oder die Flüchtlinge zu ereilen, ehe sie in dem Wirbel der Riesenstadt an der Seine untergetaucht, darüber sann er nicht.

Ein Zusammentreffen so wunderbarer Art, wie es das Leben öfter zu arrangiren liebt, als man anzunehmen geneigt ist, sollte ihm zu Hülfe kommen und doch auch zugleich sein Verderben herbeiführen.

Schon auf dem Bahnhofe zu Oos hatten seine Erkundigungen ein höchst unerwartetes Resultat. Das Schwindlerpaar war nicht nur hier gesehen, sondern auch aufgehalten worden. Mit dem Zuge, der es über Straßburg weiter befördern sollte, war der Vertreter jenes frankfurter Geschäftes angekommen und

im Begriffe, weiter nach Baden-Baden zu gehen, die Telegramme an die Polizei waren nur zur Vorsicht voraufgesandt, ein allenfalls versuchtes Entweichen zu verhindern. Gestützt auf den erwirkten Haftbefehl, wollte er persönlich den Versuch machen, die Forderung seines Hauses einzutreiben. Dem Geschäftsmanne lag wenig an der Arretirung und Alles an seinem Gelde, und er wußte viel zu gut, welch' mannigfaltige Ressourcen sich in den Spielbädern solch' abenteuernden Existenzen öffnen, als daß er seinen Schuldnern dieselben durch eine rücksichtslose Verhaftung auf alle Fälle, zu seinem eigenem Schaden, hätte abschneiden sollen. Darum sollte vor Allem sondirt werden, und die gerichtliche Beihülfe bei sonstiger Zahlungsfähigkeit nun auch den guten Willen der säumigen Schuldner ein wenig fördern.

Die Begegnung im Bahnhofe überstürzte die Sache allerdings, doch nicht zum Schaden des Geschäftsmannes, der nicht gesonnen, die beiden Ausreißer sich entschlüpfen zu lassen, sofort polizeiliche Hülfe in Anspruch nahm und Monsieur Laganse und seine Gefährtin vorläufig an der Weiterreise verhinderte. Der falsche Marquis, nicht wenig betroffen, wahrte doch seine Fassung, und als er erst sah, um was es sich handle, und daß der jüngste Streich bis zum Augen-

blicke noch nicht entdeckt sei, fand er auch sofort seine geschmeidige Liebenswürdigkeit wieder und beeilte sich, „das kleine Vergessen“ aus der reichgefüllten Tasche des modernen Holofernes gutzumachen.

Der befriedigte Spitzenhändler sah weiter nicht die geringste Ursache, seiner angeborenen Höflichkeit Gewalt anzuthun, verbeugte sich zu wiederholten Malen vor der vornehmen Kundschaft, erklärte sich für vollends befriedigt, den Fall beglichen, das Mißverständniß gelöst, den Haftsbefehl hinfällig geworden, und da weiter nichts gegen monsieur le marquis vorlag, derselbe seine Reise auch schleunig fortzusetzen wünschte, und man zu jener Zeit mit Ausländern, besonders aber mit Franzosen, in Deutschland und vornehmlich längs des Rheines gar manierlich umzugehen beflissen war, so wurde ihm alsbald erklärt, daß der Fortsetzung seiner Reise kein Hinderniß mehr entgegenstehe.

Das Einzige war zunächst die mittlerweile erfolgte Abfahrt des Zuges. Eine Weile ging das elegante Paar unschlüssig auf dem Perron auf und nieder, aber die Geduld, den nächsten Zug zu erwarten, schien ihnen zu mangeln. Es ist unschwer, zu errathen, welcher Gründe sich die blonde Dame bediente, ihren Genossen zu einer Aenderung des Reiseplanes zu bestimmen. Bis zum nächsten Zuge konnte ein Tele-

gramm, Graf Konski vielleicht selbst aus Baden-Baden eintreffen; jedenfalls war schon die Richtung ihrer Flucht verrathen, Anhaltsweisungen konnten ihnen auf dem heimtückischen Drahte voraneilen und sie in die unangenehme Lage versetzen, sich am Ende noch über die unrechtmäßige Weise des Erwerbes einer Summe verantworten zu müssen, die Graf Konski — wenigstens nahezu — versprochen und von seiner Frau zu erhalten erwartet hatte, und deren Zahlung ihm, bei ihrem raschen Beschlusse einer beschleunigten Heimkehr nach Paris, nur ein wenig erleichtert worden war.

So vernehmlich als es mit der aristokratischen Eleganz seines Auftretens vereinbar war, fragte monsieur le marquis einige der Bediensteten nach einem Wagen und fuhr, als derselbe herbeigebracht wurde, „gegen Rastatt, das er, da er sich nunmehr besonnen und über Karlsruhe weiter wolle, bis zum Eintreffen des nächsten nordwärts gehenden Zuges ein wenig zu besichtigen gedenke, da die Festung für einen Militär doch sicherlich des Interessanten genug besitzen werde."

Kaum eine halbe Stunde nach dieser geschickt in Scene gesetzten Abfahrt traf das Telegramm und kurz darauf auch Graf Konski mit dem Polizeimann ein, er fand Alles in Allarm, die Organe der Sicherheit — welche in Plakaten auf dem Perron das Publikum

vor kleinen Taschendieben warnten und ängstigten, die großen aber laufen lassen — im Begriff, den Flüchtlingen nachzueilen, er hieb mit einem Fluche in die schäumenden Pferde und jagte auf der rastätter Chaussee davon.

Als jedoch nach einer Strecke ein wohlerhaltener Nebenweg linksab gegen Westen bog, da besann er sich nicht lange und lenkte kurzweg in denselben ein. Wohl waren frische Räderspuren hier zu sehen, die aber gaben keine Sicherheit; erst eine Bäuerin, der sie begegneten, bestätigte die Vermuthung des Grafen, daß die Flüchtigen nur vorgeblich den Weg gegen Rastatt eingeschlagen, um, sobald dies thunlich, auf kürzerem Wege den Rhein zu erreichen und so wenigstens unbehelligt die Grenze zu überschreiten, jenseits deren wohl leicht ein Schlupfwinkel und ein Ausweg gefunden war.

Die Bäuerin kam von Iffezheim, sie war dem Wagen begegnet und beschrieb die beiden Insassen, so daß dem Grafen kein Zweifel blieb. Neuerdings peitschte er in die stolzen Renner, die es eine Strecke weit wohl selbst mit der Eisenbahn aufgenommen hätten. Der Wagen flog mit unheimlicher Schnelle dahin, eine zu rasche Wendung und er mußte zur Seite geschleudert in Trümmer gehen.

Der über eine halbe Meile lange Weg war in wenig mehr als einer Viertelstunde zurückgelegt, das Dorf Iffezheim in rasendem Tempo durchsaust, noch eine kleine Strecke bis zum Strande und ein heiserer Jubelruf drang aus der Brust des Grafen. Die Pferde hielten keuchend an. Ruhig zog der Strom dahin. Draußen im Flusse, der hier zahlreiche flache Inseln bildet, schwamm ein Boot. Der Fährmann und seine beiden Passagiere waren deutlich zu erkennen. Der Graf war mit einem Sprunge vom Wagen und in einem Kahne, der am Ufer mit reicher Fischerbeute schaukelte.

Graf Konski triumphirte, Alles kam ihm zu Hülfe, die Flüchtlinge hatten einen neuen Aufenthalt erfahren. Als sie an den Strom kamen, war kein Fahrzeug da, Niemand wollte sie übersetzen, erst nach einer Weile kamen Fischer heim, einen davon hatten sie bewogen, sein Boot ihnen sofort wieder zur Disposition zu stellen, aber die Verzögerung, die ihnen von wenig Bedeutung schien, war ausschlaggebend.

Das Gold, das er anbot, und die Autorität seines Begleiters, wie das Abenteuerliche der ganzen Sache schaffte ihm sofort drei handfeste Ruderer, er selbst verschmähte es nicht, sich thätig zu betheiligen, und pfeilschnell schoß das Boot in die Strömung hinaus.

Eine aufregende Jagd begann.

Die Abenteurer erriethen alsbald instinktiv, daß sie verfolgt wurden; der Pseudomarquis griff selbst zum Ruder, auch er mochte Versprechungen machen und eine Weile schien es, als behielte sein Boot den gewonnenen Vorsprung. Aber es war dies nur eine Augentäuschung. Acht kräftige Arme leisten mehr Arbeit als zwei, und als die Verfolger um eine bewachsene Insel herumbogen, hinter welche das erste Boot vor einer Weile geglitten, da hatte sich der Zwischenraum schon beträchtlich verringert.

Es kam für die Flüchtlinge das Unbequeme dazu, daß sie nicht direkt dem linken Ufer zusteuern konnten, da der Strom, wie gesagt, sich hier in mehrere Arme theilt, das Landen an einer Insel zwecklos, ja widersinnig gewesen wäre, aber auch am Ufer nicht überall thunlich war, weil es, offen und sumpfig, gar wenig Chancen des Entrinnens bot. Es mußte getrachtet werden, eine Stelle zu erreichen, die trocken und womöglich waldig, zum mindesten für einige Zeit ein Versteck gewährte, und eine solche zeigte sich in der That, aber das Wasser war hier reißend, die Annäherung schwierig und der Verfolger schon in solcher Nähe, daß man die einzelnen Personen erkennen und ihre Zurufe verstehen konnte.

Jetzt sprang Graf Konski auf: „Halt da!“ rief er, und seinen Revolver auf die Flüchtigen richtend, gebot er ihnen, das Rudern einzustellen, sein Begleiter von der Polizei erhob zwar Einspruch dagegen, dem Grafen schien aber seine gewaltthätige Art, sich der Diebe zu bemächtigen, sicherer und er ließ sich um so weniger beirren, da er wahrnahm, wie seine Drohung nicht ohne Erfolg blieb.

Der Bootsmann stellte die Arbeit ein, ja er stemmte das Ruder sogar gegen den Strom ein, wiewohl seine beiden Passagiere, besonders die Dame, welche in der Aufregung selbst einen Schiffshaken ergriff, ihm eifrigst zusprachen.

Im Nu waren die beiden Boote nebeneinander. Der Graf, dessen blutunterlaufene Augen aus den Höhlen zu treten schienen und der die Pistole noch immer hoch erhoben hielt, knirschte vor Zorn mit den Zähnen.

„Ah miserables, je vous tiens! . . .“ schrie er außer sich und sprang von der Bank, auf die er gestiegen war, in’s andere Boot hinüber. Doch sollte er es nicht erreichen, sein Fuß berührte nur den Bord des Kahnes, welcher unter einem Stoß, den die blonde Abenteurerin mit ihrem Haken, in Haß und Furcht,

ohne alle Berechnung, gegen das andere Boot führte, plötzlich zurückwich.

Ein dumpfer Schrei und das Wasser schlug über dem Grafen zusammen.

Im ersten Schreck dachte Niemand, das Ruder zu führen, beide Kähne trifteten eine Strecke weit ab, dann aber war es nur mehr der der Verfolger, welcher dem Grafen folgte, und während man denselben herauszufischen bemüht war, vom Strome noch weiter abwärts getragen wurde.

So rasch die Schiffleute auch bei der Hand waren, sie zogen doch nur eine Leiche in's Boot.

Der andere Kahn hatte indessen unbeachtet gelandet. — Die beiden Flüchtlinge waren verschwunden.

Und ruhig floß der Strom dahin.

Neuntes Kapitel.

Im westlichen Böhmen, dort, wo zwischen den Abhängen des Erz- und Fichtelgebirges heilsame Quellen dem Boden entsteigen und berühmte Bäder der Kranken und Gesunden jahraus jahrein eine große Zahl herbeiziehen, liegt ein wenig abseits von den besuchtesten Brunnen, unweit eines freundlichen Ortes mit gleichem Namen, die kleine Besitzung Karlsgrün.

Ein stattliches Herrenhaus, das jedoch keineswegs den ihm zuerkannten Titel eines Schlosses verdient, krönt die kleine Anhöhe, an deren Fuß sich der Ort hinschmiegt.

Es war nahe an Weihnachten und eine dicke Schneedecke lag auf den Dächern der Häuser, auf Straßen und Feldern, und der dunkle, weißbestäubte Wald glitzerte im hellen Sonnenstrahl, der, um Ab-

schied zu nehmen, noch einmal durch den Einschnitt zwischen zwei Kuppen herübersprang und in den Fenstern des Schlosses die prachtvollste Freudenbeleuchtung entflammte, als gelte es ein Fest zu feiern und die Ankunft hochgehaltener Gäste.

Zur Zeit war aber nur einer im Schlosse, und der saß hinter einem jener lichtspiegelnden Fenster, das nach dem Ort und der Straße herab sah, einer ältlichen wohlbeleibten Dame gegenüber, aus deren Zügen Freundlichkeit und Gutmüthigkeit, vor Allem aber eine durch die Jahre kaum gemilderte Lebenslust sprachen.

„Sie haben sich, lieber Inderau . . .“ sagte die Dame, die sich bequem in ihren Fauteuil zurücklehnte und ihr Gegenüber wohlgefällig musterte, in ein wenig barschem, aber wohlwollendem Tone . . . „Sie haben sich in der Zeit — laß sehen, es muß schon einige Jährchen her sein, zwei — nein drei — doch gleichviel! — Sie haben sich doch verändert und, wie ich gestehen muß, nach meinem Geschmacke, nicht zu Ihrem Vortheil. Ich weiß nicht, macht's die Majorswürde, sind es die Feldzugsstrapazen oder ist's der abscheuliche Ernst. Ich begreife gar nicht, wie man das Leben so ernst nehmen kann. Sehen Sie mein Haar an. Sie haben an den Schläfen schon mehr graue Fäden als ich, und ich kann ein Stück Geschichte erzählen.

Aber Sorglosigkeit, das ist mein Rezept — die konservirt, das sagt oder meinetwegen singt Ihnen die Drossel."

Die Stiftsdame von Drossel oder wie sie sich, den allgemeinen scherzhaften Gebrauch gutmüthig acceptirend, selber nannte: „die Drossel" pflegte sich wenig um die logische Reihenfolge der Dinge zu kümmern. So mußte denn der Besuch diese Rede gewissermaßen als ein Willkommen hinnehmen, denn bei seiner Ankunft vor einigen Minuten hatte sie nur die Hände zusammengeschlagen und ausgerufen:

„Ist's die Möglichkeit? Sie kommen wirklich? Na, da hätten Sie schon in Ihrer Karpathenhöhle bleiben können!"

Zum Glück hatte Inderau sofort bei seiner Einfahrt in's Schloß befriedigende Antworten auf die Erkundigung nach dem Befinden der Gräfin erhalten, sonst hätten ihm diese Worte, die wie ein ominöses „Zu spät!" klangen, leicht das Herz stille stehen machen können.

Hatte er ja doch die ganze Reise aus dem fernen Siebenbürgen in einer namenlosen Aufregung gelebt. Es war noch keine Woche her, daß er einen Brief der Stiftsdame erhielt, der, nach den zahlreichen Poststempeln zu schließen — denn die Angabe des Datums

lag natürlich nicht in der Baronin Gewohnheit — schon lange auf dem Weg und mannigfach irregefahren sein mußte. Er enthielt nur wenige Zeilen. Die Mittheilung, daß Sittah schwer erkrankt und für ihr Leben zu fürchten sei, und daß sie in ihren Delirien immer seinen Namen nenne, und auch in einem lichten Augenblicke an ihn zu schreiben verlangt habe, wozu sie jedoch viel zu schwach gewesen.

Er ließ sich nur so viel Zeit, die Erlaubniß zu seiner Abreise zu erbitten, und warf sich sofort in den Wagen, der ihn nach der nächsten Eisenbahnstation bringen sollte. Tag und Nacht hatte er sich keine Viertelstunde Rast gegönnt; die furchtbare Unruhe, die sich seiner bemächtigt hatte, gewährte ihm nicht einmal die Erholung eines halben Schlummers während der Fahrt. War die Kranke noch am Leben, war sie todt? Diese Frage schreckte ihn immer wieder auf. O was waren alle seine Erwägungen und Selbstbetrachtungen, seine verständigen Beweisführungen? Wie Spreu zerstoben sie jetzt, da er befürchten mußte, Diejenige, die er längst schon verloren gegeben zu haben glaubte, in Wirklichkeit zu verlieren, — für immer und unwiederbringlich zu verlieren! Jetzt, da es vielleicht schon zu spät war, jetzt fiel es ihm schwer auf die Seele, ob es nicht besser gewesen wäre, warm und herzlich an

die arme verlassene Frau heranzutreten, statt sich, wie er gethan, in übertriebenem Zartgefühl von ihr fern zu halten, als nach jener Katastrophe, die sie zur Wittwe gemacht, eine schonende Verständigung, eine stützende Freundeshand ihr nothwendig war.

Frau Bertha hatte freilich ihren Bruder aufgefordert, die Mission selbst zu übernehmen, doch der hielt es für taktlos, gerade in diesem Moment und mit solcher Botschaft vor Sittah hinzutreten, und am Ende sie gar öffentlich zurückzugeleiten, er schob den Schwager vor und hielt sich die paar Tage, ehe er die Heimreise antrat, vollkommen zurück.

Der tapfere, schlachtenbewährte Mann fand nicht einmal den Muth, durch eine telegraphische Anfrage und die nach einer weiter vorwärts gelegenen Station bestellte Antwort die quälende Ungewißheit aufzuhellen, der er entgegenging. Es war ihm, als müßte er dadurch das Unheilvolle beschleunigen, dem er in's Auge zu blicken scheute.

Wie hatte sich das Alles noch gesteigert, je näher er dem Ziele kam, als er das Dorf, das Schloß erblickte, als er den Weg zur Anhöhe hinauffuhr! Zugleich antreiben und zurückhalten hätte er die Pferde mögen, das Herz war zum Zerspringen voll. Wie segnete er das erste Wort, das ihn erlöste! Eine Ver=

geslaſt war von ihm genommen. Die Gräfin ſei aus-
gefahren. Sie lebte alſo — ſie war wieder wohl! —
Wie ſüß war doch der Athemzug, wie ſchön dieſe
Erde! Der helle Sonnenſchein, der flimmernd auf den
Schneefeldern lag, zog in die ſtille, ſeit ſo Langem
feſtverſchloſſene Bruſt ein. Die Natur log — noch
war's nicht Winter!

Wohl hatte die Stiftsdame nicht ganz Unrecht,
wenn ſie Inderau gealtert fand. Die ruheloſe Reiſe,
der Sturm, der ihn von einem Ende der Monarchie
zum andern geleitet, ſie hatten ihre Spuren hinter-
laſſen.

„Und ſie iſt wirklich wohlauf und vollkommen
geneſen? . . .“ fragte er, damit am unverkennbarſten
zeigend, daß er kein Wort von dem Geſang der Droſſel
gehört hatte.

„Ihretwegen, ſcheint es, hätte ſie ſterben können
. . .“ warf ſie ihm vor.

„Sie ſehen, ich bin da.“

„Wenigſtens haben Sie ihr Zeit genug zur Ge-
neſung gelaſſen.“

„Warum ſchrieben Sie nicht an die Adreſſe mei-
ner Schweſter, wenn Sie ſchon die meine nicht kann-
ten?“

„Mein Gott, als ob ich die Ihrer Schweſter

kennte! General Rambach versicherte mir, Ihr Regiment liege in Lemberg. Meinen Sie, ich hätte noch Zeit gehabt, nähere Erkundigungen einzuziehen? Das arme Ding sprach Tag und Nacht von Ihnen und dann wollte sie schreiben, aber es ging nicht. Ich meinte, sie solle mir diktiren. ‚Dazu ist noch Zeit, dazu ist noch Zeit, wenn er nicht kommt,‘ sagte sie; — na, da setzte ich mich denn eiligst hin und rief Sie. Ach, Sie sind ein Undankbarer, wie haben wir gewartet, wie haben wir die Stunden gezählt! ‚Er kommt nicht!‘ sagte sie zuletzt und verlor die Sinne, — das war die Krisis. Seither hat sie Ihren Namen nicht mehr genannt. Sie hat es Ihnen schon übel genommen, daß Sie sich in Baden nach dem Todesfall des Grafen so streng von ihr fern hielten. Sie ließ auch etwas von einer Braut fallen."

„Und doch habe ich ihr selbst versichert, daß —" unterbrach Inderau die Mittheilungen . . . „Schon vor sechs Wochen erhielt ich von meiner Schwester die Nachricht von der Verlobung jenes Mädchens mit einem Assessor, den sie in Baden kennen lernte."

„So? — nun, das wäscht Sie ein wenig rein — doch gleichviel! Ich glaube, daß der Gedanke an ihr nagte und nicht wenig an der Krankheit mit schuld war, die Erschütterungen dazu, ich wundere mich, wie

sie das Alles so lange ertrug. Dann kam die Verhängung des Sequesters über das Majorat — man wollte auch Karlsgrün hineinziehen, indem man behauptete, nicht Graf Konski, sondern Alfred sei Majoratserbe, oder eigentlich sie, so lange sie lebe, und deßhalb müsse sie für die Passiven haften, was weiß ich, kurz eine Menge Unannehmlichkeiten, Aufregungen; kein Wunder, daß sie endlich unterlag. Der Keim des Uebels war ja doch schon in ihr gelegen."

„Und keine Stütze, kein Rathgeber an ihrer Seite!"

„Nur Ihre Schuld!"

Inderau zuckte die Achseln.

„Die meine? . . ." sagte er im Tone des Zweifels, der jede Verantwortlichkeit ablehnte.

„Und wessen sonst? . . ." entgegnete die Stiftsdame mit scheinbar strafendem Ernst, der allmälig in ein Schmunzeln überging, das mehr aus dem Winkel des Auges als von der Lippe lachte . . . „Könnten Sie nicht seit manchem Jahre Sittah's Rathgeber sein? Haben Sie sie nicht förmlich in diese abscheuliche Ehe hineingescheucht? Reden Sie nicht. Ich verstehe Alles. Jugend, Leidenschaft, wer denkt an die Konsequenzen? Nicht daß ich Ihnen Reprochen machen will. Man muß Nachsicht üben in dieser charmanten Welt des Verderbnisses, enfin on cherche à s'amuser, aber da-

mals war ich doch selbst ärgerlich über Sie und das will viel sagen, denn ich liebe sonst das Stürmische, das Leidenschaftliche, das Gewaltsame, la fureur, ja, es hat eine Zeit gegeben, wo ich dafür schwärmen konnte. Ich habe Ihnen — entre nous — auch gar kein Verbrechen daraus gemacht, ich fand es nur thöricht für den Genuß eines Augenblicks, die Schale zu zertrümmern, deren Perlenschaum für lange hinaus, ja — wenn Sie es sentimental nehmen wollen — für's Leben köstliche Labung bot. Bah, Ihr ungestümen Leute wißt nie, was Ihr thut. Ihr zerbrecht Alles! — Thörichte Kinder, thörichte Kinder!"

Kein noch so scharfer Vorwurf hätte Inderau härter treffen können, als es dieser halb zustimmende Tadel der leichtlebigen Frau that. Daß er sich mit jenem egoistischen Leichtsinn in ein Abenteuer gestürzt und es in derselben Art fortgeführt, als er schon das Emporblühen einer wahrhaften, unauslöschlichen Liebe in sich gefühlt, das war das strafbare schwere Unrecht, das er an Sittah sowohl wie an sich selbst begangen.

Trübe sah er vor sich hin. Die Hoffnung wollte nicht recht keimen in seiner Brust.

Schellengeklingel riß ihn aus seinem Hinträumen, während dessen die Drossel noch Allerlei gesungen. Sie hielt ihn zurück, daß er dem nach Hause kommen=

den Schlitten nicht entgegeneile. Sie hatte verboten, die Ankunft des Gastes zu verrathen, und wollte sich die Ueberraschung nicht rauben lassen.

Es währte nicht lange, so trat Sittah mit Alfred an der Hand herein. Es dämmerte schon leise, dennoch erkannte sie Inderau sofort. Ein leiser Laut kam von ihren Lippen, dann stand sie regungslos, als hätte sie die Kraft verloren, sich weiter zu bewegen.

Tiefer Purpur ergoß sich über das von der Kälte frisch geröthete Gesichtchen, um das sich weicher Pelz schmiegte und das in seiner Zartheit an die kaum wieder gewonnene, nur langsam erstarkende Gesundheit mahnte, die ihm einen Schmelz wie den der ersten Jugend verlieh.

Der Knabe sprang sogleich jubelnd auf Inderau zu, der in ihren Anblick sprachlos versunken war, und nun seinem Herzen in Liebkosungen Luft machte, die das Kind fröhlich erwiderte.

„Da hast Du ihn nun . . .“ brach die Stiftsdame das Schweigen . . . „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt, Graf Isolan, der weite Weg entschuldigt Euer Säumen. Es paßt wörtlich.“

Inderau ging jetzt Sittah entgegen, er reichte ihr beide Hände hin.

„Gott sei Dank, daß Sie wieder wohl sind!...“ sagte er tief bewegt.

„Ich glaubte schon, Sie würden mich nicht mehr finden . . .“ erwiderte sie leise.

„O, sagen Sie es nicht! Ich mag nicht daran denken.“

Die Stiftsdame schlug die Hände zusammen, und indem sie der Gräfin behülflich war, sich ihrer Hüllen zu entledigen, rief sie mit komischer Entrüstung:

„Lieber Himmel! Und das heißt ein Wiedersehen! Ich begreife, daß man heutzutage so fürchterlich heizt, als wären die Zimmer Tropenhäuser. Die junge Generation ist aus Schnee gebaut und wenn er einmal schmilzt, steht Alles unter Wasser, bis an die Augen.“

Inderau hatte gar wohl die Thräne bemerkt, die Sittah an der Wimper hing und zu dieser Anspielung Anlaß gab. Er selbst fühlte sich mächtig ergriffen. Es war ihm so seltsam, wenn er daran dachte, in welcher vernichtenden Aufregung er die letzten Tage verbracht, wie gewaltig es ihn vorwärts getrieben, und nun saß er da in dem traulich stillen Zimmer, das die ruhigen Dämmerschatten im mächtigen Anwachsen durchdunkelten, so nahe bei Sittah, daß seine Hand die ihre hätte fassen können, und dabei sprach er gleichgültige Dinge, berichtete über das Befinden

seines Schwagers, als ob das der Zweck seiner Reise gewesen — ein alltäglicher Besuch und nicht der Sturmflug an das Lager einer Sterbenden, der er noch einmal sagen wollte, wie tief, wie grenzenlos er sie geliebt — geliebt bis zur Stunde.

Der Knabe hatte sich auf den Teppich zu ihren Füßen gelagert und spielte mit einem prächtigen Holzpferde, das er sich von der Ausfahrt heimgebracht. Es war still geworden im Zimmer. Wie schon einmal, hatte sich die Stiftsdame zurückgezogen, die Beiden allein zu lassen. Sie war unbeachtet verschwunden wie damals — diesmal aber zur rechten Zeit.

„Und wie hat Ihnen das Bad gethan? Fühlen Sie noch Schmerzen in Ihrem Arme? . . .“ fragte Sittah.

„Ach, lassen Sie uns nicht solche Fragen thun . .“ rief Inderau, den Zwang mit einem Male entschlossen abstreifend . . . „Es sind andere Wunden, deren Schmerz wir empfinden und die wir uns mit aller erkünstelten Gleichgültigkeit doch nicht zu verhehlen vermögen. Sittah . . .“ sagte er nach einer kleinen Pause, ihre Hand ergreifend, die sie ihm nicht entzog . . . „Was wollten Sie mir in Ihrer Krankheit schreiben?“

Sie schwieg und sah dem Spiele des Kleinen zu.

„O lassen Sie mich es ausdeuten . . .“ fuhr Inderau, da er keine Antwort bekam, dringender fort, und seine Stimme, so leise er sprach, war weich und volltönend . . . „Lassen Sie mich errathen, was Ihr Mund mir verschweigt. Immer und immer wieder haben Sie mich in Ihren Fieberträumen gerufen, und als Sie glaubten, sterben zu müssen, da wollten Sie mir schreiben, was Sie nicht mehr sagen zu können befürchteten, Sie wollten es selbst schreiben, damit kein fremdes Auge lese, was Sie so lange vor sich selbst verborgen. Der Windhauch wehte einen Funken auf — ein Brand hat gewüthet, der Alles einzuäschern drohte, Glück und Frohsinn, Menschenglauben und Seelenruhe. Die Lohe wurde gedämpft. — Unter der Asche aber glimmt der Funke weiter, die Jahre können ihn nicht verlöschen, bis der Windhauch Zufall die Decke hebt und ihn wieder zur vollen Flamme anbläst, daß ein verzehrender Brand aufschlägt, der Alles, was er erfaßt, in Glut und Feuer wandelt. Ist es nicht so? Willst Du ihm länger wehren?! Sprich es jetzt aus, löse diesen schmerzlichen Bann, in dem Dich Stolz und Unmuth so lange festgehalten — sprich es aus, daß Du mir vergeben hast, ganz und rückhaltslos und mehr als das, Sittah — daß Du meine Liebe erwiderst!“

Es war ein schmerzlicher Zug, der um Sittah's Lippen spielte.

„Warum fragen Sie jetzt erst? . . ." sagte sie langsam.

„So ist es denn immer unser Schicksal, daß sich unselige Mißverständnisse zwischen uns drängen . . ." erwiderte er mit verhaltener Leidenschaft. Er gedachte dessen, was schon die Stiftsdame gegen ihn geäußert . . „Mußt' ich nicht befürchten, meine Absichten mißdeutet zu sehen, und mit Recht zurückgewiesen zu werden, wenn ich mir Ihre Lage zu Nutze machte und zu einer Zeit kam, wo das Schicksal so gewaltig in Ihr Leben gegriffen und Ihnen keine Erschütterung erspart blieb? Mußte ich nicht sorgsam jeden Verdacht einer rohen Zudringlichkeit meiden, gerade ich — gerade nach dem, was zwischen uns liegt?"

„Nein! . . ." Ihre Hand lag noch in der seinen und sie ließ sie ihm, aber ihre Stimme klang herbe, wie vom durchbrechenden Schmerz . . . „Nein! Ich will Ihnen sagen, warum Sie fern blieben, warum Sie schwiegen. Weil Sie an mir zweifelten, weil ein Rückhalt in Ihrer Seele war, eine Frage, stark genug, jede Stimme, die für mich sprechen mochte, niederzuhalten, eine Frage, die auch jetzt noch der Antwort harrt, die Sie aus Mißtrauen zu verlangen scheuen

— weil Sie nicht an die Liebe glaubten, die sich ohne Zögern und willenlos Ihnen hingegeben."

Er erschrak fast, als er so ausgesprochen hörte, was sich in der Tiefe seiner Seele auch in diesem Moment noch regte. Beschämt schwieg er und blickte zur Erde. Aber war er denn so ganz im Unrecht? „Und ist mir's zu verdenken?" sprach er dann dumpf .. „Ich soll an dies Gefühl glauben? Wie wäre es möglich, daß Sie mit einer solchen Liebe im Herzen — eines andern Mannes Weib werden konnten."

Ihre Hand zog sich zurück, ihr Blick war an den Boden geheftet, und leise, kaum hörbar, erwiderte sie:

„Ich bin es nie gewesen."

Sein Herzschlag stockte. Er blieb stumm. Dann sprang er plötzlich auf.

„Sittah! . . ." schrie er . . . „Mein Gott, und das Kind! Das Kind?"

Ihr Auge hob sich zu ihm, die Lippen öffneten sich nicht, aber der Blick war so fest, so klar, so seltsam, dann senkte sich der Kopf und die Lider deckten das Auge. Es war eine Antwort, die nicht mißverstanden werden konnte.

Mit einem unartikulirten Freudenschrei stürzte er ihr zu Füßen, er barg sein Haupt in ihrem Schooß, er weinte, er stammelte, er zog sie an seine Brust und

küßte ihr die thränenfeuchten Augen. Dann hob er jauchzend den Knaben empor und drückte ihn an sich.

„Du mußt mir nicht wehe thun . . .“ wehrte sich der Kleine . . . „der böse Papa ist fort, Du bist der gute Papa.“

Und Weib und Kind umschlingend, schluchzte der Glückliche: „Mein seid Ihr, mein!“ —

* * *

Von Mund zu Mund ging in der Gesellschaft die Karnevalsneuigkeit von der Vermählung der Gräfin Konski mit Major Inderau, dem aus früheren Zeiten noch manche Erinnerung getreu war. — So rasch nach dem Tode des Grafen, nicht einmal das Trauerjahr war eingehalten worden.

„Es soll eine alte Liebe sein . . .“ lautete die spöttische Entschuldigung.

„Und die rostet ja bekanntlich nicht . . .“ gab achselzuckend der Witz hinzu.

Wer glaubt an alte Liebe, wenn er nach neuer hascht?

Ende.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.